

Berliner

Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.



Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzeln Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
80. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Spedition:
„Volksblatt“, Beuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Aannahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

Nr. 51.

Sonnabend, den 20. Dezember 1890.

IV. Jahrgang.

Aus der Woche. — Glossen zu Richter's Irrlehren. — Die Sozialdemokratie und die Gebildeten unserer Tage. — Zur Konzentration des Kapitals. — Großkapitalistischer Schacher-Macher. — Die Naturheilmethode. — Aus dem Reichstag.

Gedicht. — Novelle. — Die Bourgeoisie und die Contre-Revolution. — Zur Lage der Handlungsgelhilfen. — Ehrlich. — Die Freie Volksbühne. — Moral, Moral!

Die Post-Abonnenten unseres Blattes

erinnern wir daran, ohne Säumen und noch vor Monats-schluss ihr

Abonnement zu erneuern,

das sonst von der Post als erloschen betrachtet wird.

Post-Zeitungskatalog Nr. 893.

Preis pro Vierteljahr 1,50 Mk. bei Selbstabholung.
1,65 Mk. durch Briefträger ins Haus.

Erst nach Monatschluss eingegangene Bestellungen sind mit unnützen Kosten und Zeitverlust verbunden, ganz abgesehen davon, daß eine Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern oft gar nicht mehr erfolgen kann.

Die Kreuzband-Abonnenten

bitten wir, wenn es irgend angeht, vom 1. Januar ab direkt von der Postanstalt zu beziehen.

Wo Kreuzband aus besonderen Gründen weiter gewünscht wird, bitten wir um umgehende Nachricht; sonst nehmen wir an, daß direkte Bestellung bei der Post erfolgt ist und senden vom 1. Januar ab nicht weiter.

Die Expedition.

Aus der Woche.

50. Das Berliner Tageblatt meint, durch das persönliche Eingreifen der höchsten Stelle in Preußen werde das Volk des eigenen Denkens entrobht. Nun, das erste Blatt aus der Jerusalemstraße schneidet da ganz gewaltig auf. Das, was es unter Volk versteht, hat noch niemals selbstständig gedacht, auch noch nie selbst gearbeitet. Es läßt Andere für sich arbeiten, Andere für sich denken und schiebt ihnen dafür einen Hungerlohn zu. Das wirkliche Volk aber läßt sich von Niemanden auf der Welt hindern, selbstständig zu denken, es ist auch nicht gewohnt, sich von Jemanden, sei es wer es immer sei, etwas vordenken zu lassen.

Der im Jahre 1888 begonnene Maurerprozeß (Grothmann und Genossen) hat mit Ach und Krach seine Erledigung gefunden. Aus den ursprünglich vierzig Angeklagten war siebenundzwanzig geworden, und von diesen wurden drei, darunter Dammann, zu je 50 Mark verurteilt. Die beschlagnahmten Gelder wurden freigegeben und die Kosten der Staatskasse auferlegt. Nu äben. Die Staatskasse, das ist die unfreiwillige Sparkasse des Volkes. Wäre es nicht angezeigt, den Herren Staatsanwälten zu bedeuten, sie könnten auch etwas weniger ungeniert mit dem Gemeinvermögen umspringen?

Der Papst ist krank — die Welt ist ruhig. So vergeht alle Herrlichkeit, Macht und Glanz der Erde. Früher schleuderte der Mann auf dem Stuhle Petri seine Donnerkeile gegen die allerhöchsten Stellen, ließ Kaiser im Schnee stehen und seine Pantoffel küssen, heute ist er froh, wenn sich keine Hand gegen ihn erhebt. Innocenz IV. konnte sich den Satz genehmigen: „Die weltliche Gewalt hat den niedrigsten und ungütlichsten

Ursprung; sie ist nur daraus entstanden, daß Einzelne durch Raub und Mord sich zu Gewalthabern und Tyrannen aufwarfen“, der jetzige Papst ist zum Konkurrenten eines Eugen Richter geworden und schreibt Rezepte zur Bekämpfung der Sozialdemokratie.

Das Bürgerthum, dieses Rückgrat der Nation, ist in vollständige Fäulniß übergegangen, der Verwesungsgeruch dringt schon durch alle Poren des Gesellschaftskörpers. Die Heraer Handels- und Kreditbank ist zusammengebrochen und mußte Konkurs ansagen. Die beiden Direktoren haben das Aktienkapital an der Börse verspielt. Netze Stützen der Gesellschaft, ebenso nett wie die Direktoren der verflorenen Diskontogesellschaft in Leipzig. Der eine dieser nationalliberalen Vorkämpfer sitzt jetzt unangefochten in Argentinien und läßt sich's wohlgehen auf Erden. Ein Mitglied der Firma Slodbert & Co. in New-York, Kanada und London wurde in Chicago verhaftet unter der Anklage nicht weniger wie 2 200 000 Dollars in Aktien und 4 Millionen Bons der Kansas City, Arkansas und New-Orleansbahn sich widerrechtlich angeeignet zu haben. So melden die Zeitungen. Wie sagt Piesco? „Es ist schimpflich, eine Börse zu leeren, es ist frech, eine Million zu veruntreuen, aber es ist namenlos groß, eine Krone zu stehlen. Die Schande nimmt ab mit der wachsenden Sünde.“ — In München sind in letzter Zeit fünf Bürgerfrauen mit anderen Männleins ihren Ehehälften durchgebrannt, darunter die Gemahlin eines Offiziers, die sich einen Einjährig-Freiwilligen erlor. Die Nase des Familienoberhauptes soll darauf noch viel länger geworden sein. Ebenfalls in München wurde die Ehefrau eines Dr. Meiser, eine geborene Gräfin, in der Kirche von einem Schlaganfall getroffen. Der liebevolle Ehemann ließ die Bewußtlose in's Krankenhaus bringen. O, wie haben wir es weit gebracht im Reich der Gottesfurcht und frommen Sitte! Wer's nicht glaubt, zahle einen Nickel und gelte fürderhin als Sozialdemokrat.

Die Aktiengesellschaft für Glasindustrie vormals Siemens zahlt für das abgelaufene Jahr eine Dividende von 12 Prozent. Das scheint uns wenig von einer Gesellschaft, die einen Großtheil ihrer Arbeiter in Neujatte bei Ellbogen einen Tagelohn von einer Mark verabreicht, ihre Arbeiter zwingt, aus dem von ihr eingerichteten Konsumverein ihre Lebensmittel zu nehmen, und ihnen, um sie vollständig in der Hand zu haben, Quartiere in ihren Arbeiterhäusern anweist. Welche Summen dadurch verdient werden, beweist die Thatsache, daß der Bierverzapfer des Konsumvereins sich nach fünfjähriger Thätigkeit in Karlsbad ein Haus kaufte und dasselbe baar bezahlte. Im Jahre 1887 war im Ellbogner Revier ein Bergarbeiterstreik ausgebrochen. Ein Glasarbeiter, Johne hieß der Mann und war ein Reichsdeutscher, sammelte in der Siemens'schen Fabrik für die hungernden Frauen und Kinder der Bergleute. Er wurde auf Betreiben der Beamten der Behörde übergeben, eingesperrt und abgeschoben.

Es giebt doch noch humane, menschenfreundliche Leute im deutschen Bürgerthum. Das einjährige Kind eines Berliner Klavierarbeiters erkrankte an tuberkulöser Hirnhautentzündung. Ein medizinischer Professor nimmt es in's Krankenhaus und impft es mit Koch'scher Lymphe. Das Kind stirbt. Die Eltern verlangen wiederholt den Leichnam ihres Kindes, um denselben bestatten zu können. Nach vielfachen Lausereien wird ihnen endlich der eben frischgewaschene todte Körper gezeigt, aber sie bemerken mit Schrecken, daß man ihr todtes Kind obduzirt hat, eigenmächtig, ohne sie zuvor auch nur gefragt zu haben. Und die Berliner Presse? Schweigt den Fall fast ausnahmslos todt! Ganz natürlich! Es war ja nur das Kind eines armen Arbeiters. Wir wagen natürlich nicht zu ahnen, welche Entrüstung die Herren von der bürgerlichen Presse durchglüht haben würde, wenn es sich um einen Angehörigen ihrer Klasse gehandelt hätte.

Die eben zusammengejewene Schulkommission beginnt bereits ergöbliche Früchte zu zeitigen. In der

Quinta eines rheinischen Real-Gymnasiums sagte ein Schüler seinem Professor in's Gesicht: „Und der Kaiser hat auch gesagt, daß die Lehrer selbst noch nicht erzogen wären.“ Wenn der Kampf der Schule gegen die Sozialdemokratie auch so lustig beginnt, dann ist Polen offen. Die Erziehung scheint sich überhaupt nicht mehr auf die Jugend beschränken zu wollen. In Pinneberg wurde ein Sozialdemokrat wegen Ungebühr verhaftet und in Ketten geschlossen in's Loch geführt, weil er nach Hamburger Sitte mit dem Hute auf dem Kopfe die geheiligten Räume einer bürgerlichen Gesellschaft betrat. Scheint der Generalgewaltige dort aber seinen Knigge im Kopfe zu haben!

Frankreich scheint auf dem besten Wege, aus einem „wilden“ ein zivilisiertes Land nach dem Herzen Bismarck's werden zu wollen. Das Bauchweitrutschen seiner Machthaber vor dem russischen Zaren ist kaum noch einer Steigerung fähig. Der polnische Revolutionär Paderewski erschöpfte den russischen Generallockspigel Seliverstoff. Der Journalist de Labrunère, der Sekretär der Madame Severine und die Frau Duquerroy ermbglühten ihm die Flucht und brachten ihn über die Grenze und in Sicherheit. Nun hat die französische Regierung alle dabei Beteiligten verhaften lassen. Wir wollen abwarten, wie sich das französische Volk über seine Regierungslafaien äußern wird.

Glossen zu Richter's „Irrlehren“.

Eugen Richter als Polemiker.

III.

J. T. In den letzten Nummern der „Berliner Volkstribüne“ hatten wir uns bemüht, ein charakteristisches Bild von dem neuen Heros des Bürgerthums im Kampf mit der Sozialdemokratie zu entwerfen, die hervorsteckendsten Charaktereigenschaften dieses modernen Siegfried, wie sie sich in seiner Broschüre kundgeben, zu sammeln. Aber das Bild war nicht vollständig — von verschiedenen Seiten konnten wir ihn betrachten, aber es fehlte die stärkste Seite des Helden der „Freisinnigen Zeitung“ seine Kraft als Polemiker. Wir sind ihm außerordentlich dankbar, daß er in Nr. 283 seines Blattes gegen unsere Artikel polemisiert; auch die stärkste Seite seines Talents können wir nur bewundernd betrachten. Der Artikel beginnt mit folgenden Sätzen: „Saure Arbeit lassen es sich die Gelehrten der Sozialdemokratie kosten im Versuchen, die Richtersche Broschüre zu widerlegen. Die „Berliner Volkstribüne“ sieht sich außer Stande, auf unsere letzten Widerlegungen etwas erwidern.“ Das ist eine offenbare Lüge. Herr Richter hatte garnicht widerlegt, seinen einzigen Nachweis unseres ersten Artikels für die Verstärkung der Produktion in der sozialistischen Gesellschaft angegriffen, sondern auf eine andere Stelle hingewiesen, wo diese Widerlegungen zu finden waren, er hatte die Vertheilungsweise nach Köpfen, die ihm gar nicht klar geworden ist, bemängelt, weiter nichts. Richter fragte, warum Soetbeers Rechnungen maßgebender sein sollen, als die seinigen. Wir haben die Antwort in Nr. 48 unseres Blattes genau gegeben.

Sodann behauptet Richter: Jedermann sind die öffentlichen Ergebnisse (über die Einschätzung zur Klassen- und Einkommensteuer) bekannt — nur den Gelehrten der Sozialdemokratie sind sie unbekannt. Das ist eine Lüge. In derselben Nummer unseres Blattes führen wir die Steuerpflichtigen der 16. Steuerstufe an. Woher haben wir die Zahl wohl, Herr Richter? aus den Nachweisungen, die den preussischen Abgeordneten im Jahre 1889/90 zugegangen sind (17 Legislaturperiode I. Session 1889, Drucksachen Nr. 25); das sind Ihre ganzen Quellen, das haben wir lange gewußt. In den Nachweisungen aber stehen nur die Angaben der Steuerpflichtigen und der Steuerbetrag. Und durch eine ganz mechanische Operation berechnen Sie das Einkommen. Und thun Sie so, als ob Sie eine unantastbare Wahrheit

verklündet hätten. Darauf wollten wir Sie festnageln und richtig, Sie sind in die Falle gerathen.

Sie behaupten unser Vorwurf wäre wahrheitswidrig, daß Sie den Prozentantheil, den die kleinen Besitzer vom gesamten Grund und Boden besitzen, nicht nennen. Das ist eine Verdrehung der Thatfachen. Es handelt sich nicht um den Prozentantheil, um das Verhältnis zwischen Kleinbesitz und Großbesitz — das führten wir nur nebenbei an; es handelt sich darum, daß die Besitzer unter 1 ha. im Durchschnitt nur 3 ha. besitzen, die Besitzer von 1—10 ha. 3,7 ha., es handelt sich darum, daß mehr als 87% der Leute, die Sie als Eigenthümer aufführen, einen Grundbesitz haben, der fast nicht der Rede werth ist. Aus S. 23 führen Sie das Verhältnis der großen und kleinen Besitzer, den Prozentantheil an, aber ohne jeden Kommentar. Leute aber, die sich nicht sehr viel mit dem zähen Stoffe der Statistik beschäftigen, verstehen die Zahlen nicht zu deuten. Sie behaupten, wir hätten die Broschüre bis S. 23 nicht gelesen; es war zwar ein schweres Stück, das Zeug in sich aufzunehmen; aber wir zitiren S. 23 mehrmals in unserem Artikel, müssen Ihre Broschüre wohl also auch gelesen haben.

Sie finden es merkwürdig, daß wir bei Berechnung des Verhältnisses von Großbetrieb und Kleinbetrieb die Dampfpferdekraft hinzufügen, über die der Großbetrieb gebietet. Nun, jede Dampfpferdekraft gleich 21 Menschenkräften zu rechnen, ist das Werk des fortschrittlichen, nicht sozialdemokratischen Statistikers Engel, dem früheren Leiter des preussischen statistischen Bureaus. Aber was gehen Sie, Herr Richter, die Forschungen der Wissenschaft an! Soetbeer und Engel, obgleich sie beide Ihrer Partei angehören, beide sind nicht würdig, Ihnen die Schuhtreien zu lösen, nicht wahr, Herr Richter?

Was soll das Zusammenwerfen der Pferdekraft mit den Menschenkräften, fragen Sie in herzyniger Naivität. Wenn wir nachweisen wollen, ob der Großbetrieb stärker ist als der Kleinbetrieb, dann müssen wir doch auch die Stärke des Dampfes berechnen, der das Hilfsmittel der Großindustrie ist und dem Kleinbetrieb fehlt!

Herr Richter wirft uns vor, die Rede des Abgeordneten Sombart falsch zitiert zu haben. Nun, wir konnten aus Mangel an Raum, die ganze Rede des Abgeordneten Sombart natürlich nicht bringen, darum haben wir nur den wesentlichen Inhalt der Rede gegeben. Ob wir aber den Inhalt richtig wiedergegeben haben, darüber mögen unsere Leser urtheilen. Der Theil der Rede, den die Freisinnige Zeitung zitiert, lautet:

„Also wenn er mit Unterbilanz wirtschaftete und die Bauern eine solche Pacht zahlen können, so geht auch hieraus hervor, daß der kleine Grundbesitzer billiger in der Lage ist zu wirtschaften als der Großgrundbesitzer. Die Gründe hierfür sind ganz einfach, meine Herren, aber sie sind durchschlagend für das, was wir bezwecken. Der kleine Grundbesitzer ist nun einmal deshalb in der Lage, billiger zu wirtschaften, vorausgesetzt, daß er ein Areal unter dem Pfluge hat, was den Eigenthümer mit seiner Familie möglichst voll und ganz beschäftigt, nehmen wir einmal 50 Morgen an; hier wird nun von früh bis spät gearbeitet, es wird gehungert, wenn nichts in der Küche ist, die Kleidung ist eine dürftige, die Ausgaben an barem Gelde sind ein Minimum, und auf diese Weise ist er widerstandsfähiger als der Großgrundbesitzer, der leider in der Lage ist, wie ich schon vorher gesagt habe, mit schlechten Tagelöhnern, die er doch bezahlen (!) muß, zu wirtschaften, der eine Lebenshaltung, die einmal bei ihm eingeführt ist, weiterführen muß und an den überhaupt ganz andere Ansprüche gestellt werden, als an den Kleinbauern.“

Was sagt also Sombart? — der Pächter ist widerstandsfähiger als der Großgrundbesitzer; und warum ist er widerstandsfähiger? weil er hungern und darben kann, wenn nichts in der Küche ist, weil seine Kleidung eine dürftige ist. Also ganz genau das, sogar wörtlich das, was wir in unserm Artikel ausführten. Sombart allerdings dachte sich nichts dabei, als er offen diese Charakteristik der Großgrundbesitzer gab; wenn er gewußt hätte, welche Folgerungen wir aus seiner Rede ziehen würden, dann hätte er wahrscheinlich minder offen gesprochen.

Das also ist Ihre Widerlegung. Ihre Art zu polemisieren. Naiv sind Ihre Urtheile über sozialökonomische Dinge, dagegen leisten Sie an Verdrehungen und sogar offenbaren Lügen alles, was man nur verlangen kann. Fahren Sie so fort, Herr Richter, und Ihre Partei, die schon jetzt an galoppirender Schwindsucht leidet, wird keines Todesstoßes bedürfen, um zur ewigen Ruhe befördert zu werden.

Die Sozialdemokratie und die „Gebildeten unserer Tage“.

II.

Wir haben in der vorigen Nummer die Ausführungen des Verfassers wiedergegeben, mit welchen er nachzuweisen sucht, daß die „Gebildeten unserer Tage“ sich solidarisch fühlen müßten mit den Arbeitern.

Aber in Wirklichkeit fühlen sich diese Leute nicht als solidarisch mit uns. Sie fühlen sich immer als Bourgeois; zum Theil deshalb, weil sie überhaupt keine Proletarier sind, wie z. B. alle sicher Angestellten im Staatsdienste, mag ihr Gehalt noch so jämmerlich sein; zum Theil auch da, wo sie wirklich in's Proletariat hinabgestoßen sind, weil sie den bürgerlichen Dünkel nicht los

werden können und den Arbeiter immer über die Achsel ansehen, selbst wenn der Arbeiter mehr verdient und nicht mit ihnen tauschen würde. Der stellunglose Theil endlich der „Gebildeten“, das gewöhnlich sogenannte „gebildete Proletariat“ pflegt so verlumpt zu sein, daß von irgend einer sozialen und politischen Aktion bei ihm keine Rede sein kann. Im Allgemeinen kann man sagen, daß das Proletariat auch fernerhin wird auf sich allein gestellt sein — was auch schließlich für seine Bewegung kein Schaden ist, und daß es nur seltene Ueberläufer aus dem Lager der Gebildeten sein können, die zu ihm kommen.

Aber wenn man nun auch die gewollte Bedeutung der Broschüre nicht zusprechen kann, so ist sie doch interessant zu lesen, wenn man sehen will, wie unsere Forderungen sich in einem vorurtheilslosen bürgerlichen Geist spiegeln.

Es sind drei Ausstellungen, welche der „Gebildete“ zu unserem Programm zu machen hat:

Der Satz von der „einen reaktionären Masse“, die „Rücksichtslosigkeit gegenüber den geistigen Interessen“ und die demokratische Forderung, Begreiflich. Jeder Krämer lobt seine Waare, und die Gebildeten finden also, daß Kunst und Wissenschaft nicht „nach ihrer Bedeutung gewürdigt werden“, rufen mit unserem Schriftsteller „Respekt vor der Kunst, Respekt vor der Wissenschaft“ und verlangen, „daß neben der materiellen auch die geistige Arbeit Aufnahme in dem Programm finde.“ Der Satz von der einen reaktionären Masse, stößt diese Leute naturgemäß auch vor den Kopf. Sie stehen der Arbeiterbewegung so sympathisch und wohlwollend gegenüber, sind sogar selbst Sozialdemokraten, in einem gewissen Sinne, aber sie sind eben nicht einseitig, vermöge ihrer Bildung fühlen sie universal, ihr liebster Ausdruck ist, daß sie eigentlich „über den Parteien“ stehen, oder „ihre eigene Meinung“ haben — und da sagt dieses unhöfliche Proletariat: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich“ — nein, das ist wirklich zu viel verlangt, da hört die Objektivität auf. „Die freie Weltanschauung, die sich über die Dinge erhebt, sogar über das eigene Interesse, die uns lehrt, gleichsam aus der Vogelperspektive die Gesamtheit der Dinge zu überschauen, ist wenigstens nicht vorzugsweise der Arbeiterklasse eigen.“ Da, jetzt habt ihr's! Daß endlich die demokratischen Forderungen diesen Leuten unbegreiflich sind, ist gleichfalls die notwendige Folge ihrer Gesamtlage und Gesamtanschauungen. Was man vor Anderen voraus hat, das pflegt Einem stets als legitimer Grund dafür zu erscheinen, daß man die Anderen beherrschen soll; und sobald einmal eine besondere Klasse der Gebildeten existirt, ist auch natürlich sofort die Idee einer „Aristokratie des Geistes“ da, welche die ganzen Geschäfte in die Hand nimmt, und das arme, ungebildete Volk zu Wassertrug und Weide führt; denn von selbst könnte es ja den Weg nicht finden. Der Verfasser kommt zwar nicht direkt mit der Aristokratie der Bildung, sondern mit der bekannten sozialen Monarchie; „es ist hoffnungsgrün im deutschen Lande; und wenn heute der arbeitende Stand auf noch etwas anderes vertrauen kann als auf sich selbst, auf was kann er es denn, als auf die monarchische Institution?“ Es ist ja eine alte Erfahrung, daß eben jeder Bevorrechtete schon einen instinktmäßigen Haß gegen die Demokratie hat; in Deutschland haben sie sie noch ganz besonders im Magen.

Wie schon gesagt, wir können von unseren Forderungen nichts ablassen, aber wir können doch wenigstens einem derartigen Ansinnen gegenüber die Nothwendigkeit unserer Forderungen für unsere Zwecke beweisen.

Zunächst das Verlangen, daß man sich ganz zu uns bekennen muß, und daß Jeder, der uns nur „nahe steht“, der nicht ganz der unsrige ist, zu der „einen reaktionären Masse“ gehört.

Die sozialdemokratische Partei ist keine Partei wie die anderen. Die anderen erkennen die bestehende Ordnung an, und die einzigen Unterschiede bei ihnen existiren in der Frage: wie soll der Raub vertheilt werden; die Sozialdemokratie wünscht den Raub und damit die Vertheilung des Raubes überhaupt abgeschafft. Mögen sich die Anderen also noch so sehr in den Haaren liegen, uns gegenüber werden sie immer einig sein. Politische Parteien sind nicht so dumm, wie die beiden Hunde, welche sich um den Knochen zanken, damit ihn der dritte unterdessen wegnimmt; wenn der dritte kommt, so vertagen sie sich überall und fallen über ihn her.

Daß aber auch die „Gebildeten“ trotz allem Pathos schließlich nicht zu uns gehören, ist doch klar. Gewiß, es geht ihnen schlecht. Gewiß, sie fühlen sich eventuell unzufrieden. Gewiß, diese Leute in den unteren Beamtenstellungen, diese Lehrer, unbesoldete Referendare und Assessoren und so fort, sie alle haben eine elende Existenz. Allein ihre Lage kann auch unter den bestehenden Verhältnissen gehoben werden, sie haben keine völlige Revolution nöthig. Es sollte sich nur unter diesen Leuten, deren konservative Gesinnung eine unumgängliche Nothwendigkeit für den Staat ist, es sollte sich nur einmal eine allgemeine Unzufriedenheit unter ihnen zeigen; und man würde sie sehr bald zufriedinstellen. Das Proletariat kann man nicht befriedigen ohne die gesamte bestehende Ordnung umzuwerfen, das muß schon mit seinen unerfüllten Wünschen auf seine Zeit warten; wenn also wirklich — der Fall ist ja ausgeschlossen — sich diese Leute mit dem Proletariat verbünden wollten, so würden sie doch in Kurzem das Proletariat verrathen, nachdem sie nämlich befriedigt wären. Deshalb muß sich das Proletariat gegen diese Klasse verwahren, indem es mit

der „einen reaktionären Masse“ auch die „objektiven“ „über den Parteien stehenden“ und „nahestehenden“ Leute von sich weist.

Die „Geringschätzung der geistigen Arbeit“, welche beim Proletariat vorhanden sein soll, hat gleichfalls ihre guten Gründe. An sich haben gerade die Proletarier eine Hochachtung vor der geistigen Arbeit, wie man sie anderweitig überhaupt nie treffen wird, sie sind von einer Bescheidenheit gegenüber dem Wissen, welche bei diesen, von der offiziellen Bildung Verbannten um so rührender ist. Die Phrase, daß Wissenschaft und Kunst gleich einen derben, handgreiflichen Nutzen haben müssen, welche der Verfasser von Arbeitern gehört haben will, ist mir noch nie beim Proletariat aufgestoßen, nur bei dummdreisten Bourgeois, welche in ihrer Unverschämtheit über alle Dinge ein täppisches Urtheil haben, auch wenn sie keine Idee von ihrer Bedeutung haben; bei Arbeitern findet man im Gegentheil gerade hier eine zarte Scheu, ein Rückhalten des Urtheils, welche Jeden, der zum ersten Male in Arbeitergesellschaft kommt, in Verwunderung setzt. Aber die Arbeiter haben auch ein feines Gefühl für alle die Mittel, durch welche sie gegenwärtig unterdrückt werden; und da die „Gebildeten“ doch im Grunde die geistige Gensdarmarie der Bourgeoisie darstellen, so kann man sich nicht wundern, wenn sie gegen diese „Wissenschaft“ ein ziemlich lebhaftes Mißtrauen hegen.

Die Sozialdemokratie verlangt allgemeine Verpflichtung zur produktiven Arbeit. Da erscheint für die „geistigen Arbeiter“ kein Platz. Entrüstung! Die Sozialdemokratie hat keinen Respekt vor Wissenschaft und Kunst!

Aber mit diesem Verlangen macht die Sozialdemokratie den geistigen Arbeitern das schönste Kompliment, sie bezeichnet damit die geistige Arbeit als einen Genuß, den man, wie jeden anderen Genuß, durch produktive Arbeit erkaufen muß. Sie hebt mit diesem Verlangen alle jene vom Verfasser selbst aufgezählten Uebel auf, welche jetzt mit der geistigen Arbeit verbunden sind — freilich auch die Klasse der „Gebildeten“ als Klasse; sie schafft sich selbst die Garantie, daß keine alexandrinische „Aristokratie des Geistes“ entsteht, welche das Volk tyrannisiren würde. Unser „Gebildeter unserer Tage“ denkt sich freilich die Sache so, daß wir im sozialistischen Staat dieselben „Gebildeten unserer Tage“ haben müssen, nur mit mehr Gehalt. So löst sich eben jeder die soziale Frage, wie es für ihn am vortheilhaftesten ist. Da die wirkliche Lösung aber durch das Proletariat geliefert werden wird, so müssen sich die Anderen wohl bescheiden, daß sie im Interesse des Proletariats gelblich werden.

Der dritte Stein des Anstoßes waren die demokratischen Forderungen.

Unter den Leuten, welche „über den Parteien stehen“ und „sich ihre eigene Meinung gebildet haben“ wird es überhaupt Mode, auf die Demokratie geringschätzig herabzusehen und die Monarchie über das Bohnenlied zu loben. Die Leute mit der eigenen Meinung sind unverbesserliche Optimisten. Da das Proletariat immer offener die entscheidende Macht wird, so suchen die Regierungen, welche sich beunruhigt fühlen, ihm um den Bart zu gehen und es für sich zu gewinnen. Das hat schon Bonaparte gemacht, und andere machen es ihm nach. Das Proletariat ist freilich nicht so dumm, auf diesen Leim zu gehen, und es müßte auch wirklich sehr dumm sein, wenn es nicht hinter der fadensteichigen Sozialreform und Arbeiterschutzgesetzgebung die Lebensmittelvertheuerung und den Militarismus sähe. Nur die „Gebildeten“ lassen sich dupiren und rufen pathetisch: „Die Republik ist eine der allerältesten und allerverbreitetsten Ideale der aussterbenden Bourgeoisie — das Volk ist wahrhaftig nicht besser daran — wer den Vortheil davon zieht, das ist die Bourgeoisie, der es schmeichelt sich Titel und Adelsdiplome beilegen zu können, und die ihrer Neigung zum Schimpfen und Opponiren freien Lauf lassen kann — für den Schrei der großen Masse sind die heutigen Republiken noch tauber als die Monarchien. Denn es ist tendenziös, wenn man behauptet, daß die Monarchien ihrer Natur nach unzugänglich für die Fortschritt seien. Sie sind dies viel weniger als die Republik, weil die letztere viel weniger sicher dasieht (man vergleiche die Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika und das Königreich Portugal!) und jeder Erschütterung viel ängstlicher ausweichen muß. Und wenn irgend eine Monarchie, so hat es ja die deutsche bewiesen, daß die Gedanken des Sozialismus nicht unvereinbar mit ihren Institutionen sind (sic!). Weshalb sollte man also so schnell zweifeln — es ist hoffnungsgrün im Deutschen Lande. Und wenn heute der arbeitende Stand auf etwas Anderes vertrauen kann als auf sich selbst, auf was kann er es denn, als auf die monarchische Institution?“

Wäre es nicht ein Weiser von den „Gebildeten unserer Tage“, den man da vor sich hat, so könnte man auf arge Gedanken kommen, wenn man das liest; zu dem System Bonaparte gehörte außer der Sozialreform auch noch die systematische Verfälschung des öffentlichen politischen Bewußtseins durch Broschüren und Artikel, wo mit der ehrlichsten Miene von der Welt unter radikalem Schein für Bonaparte intrigirt wurde. Aber, wie gesagt, das ist ja hier ausgeschlossen. Zu solcher Verfälschung ist die treue deutsche Natur nicht im Stande; das ist eigene Schlanheit, und nicht eingeblasene, die uns hier vorgetragen wird.

Erstens passiert dem Verfasser das Quid-pro-quo, daß er die soziale Demokratie mit dem Bourgeois-republikanismus verwechselt. Die Bourgeoisrepublik sieht

dieser Demokratie nicht viel näher, als die Monarchie, das ist allerdings richtig; aber deshalb wollen wir auch die soziale Demokratie und nicht die Bourgeoisrepublik!

Wenn wir übrigens die Wahl hätten zwischen Republik und Monarchie in ihren jetzigen Formen, so wäre auch so doch auf jeden Fall die Republik vorzuziehen. Wäre Deutschland 1848 Republik geworden, so hätte der Militarismus nicht die kolossale Ausdehnung entfalten können, so wäre das Junkertum modernisiert, so hätten wir keine Schuggölle, so wäre die industrielle Entwicklung Deutschlands schneller vor sich gegangen, so hätten wir eine Politik gehabt, die mit Frankreich ging und nicht mit Rußland, so hätten wir als Gegner nur die Bourgeoisie und nicht außerdem noch dieses in einander verklammerte und verankerte Gefüge von Bureaucratie, Aristokratie, Pfaffensthum, Heer u. s. w. — der Kampf wäre uns erleichtert, bedeutend erleichtert.

Indessen, wir haben es nun einmal mit der Monarchie zu thun.

Was denkt sich denn eigentlich der Verfasser? Bildet er sich ein, die Monarchie läßt sich für uns gegen die Bourgeoisie anwerben? Sie hat doch gewiß Nichts vom Sieg des Proletariats zu erhoffen.

Und was denkt er sich von uns? Hält er die Sozialdemokratie für einen Klub von staatssozialistischen Referendaren und Affessoren, die ihren Robbertus gelesen haben, weil das jetzt „oben“ empfiehlt?

Wenn die Sozialdemokratie ihr Ziel erreicht hat, so ist das, was wir jetzt Regierung nennen, überflüssig; und es wird also wohl keine Regierung so naiv sein, sich selbst den Strick zu drehen, und das Proletariat wird wohl nicht so naiv sein, das von einer Regierung zu verlangen. Der einzige, der Interesse an der Emanzipation des Proletariats hat, ist das Proletariat; und deshalb ist die einzige politische Form, welche hier in Frage kommen kann, die Diktatur des Proletariats.

Der „Gebildete unserer Tage“ wird sich nicht wundern, wenn wir seine angebotene Bruderhand zurückweisen. Trotz mancher oberflächlichen Ähnlichkeit seiner Lage mit der des Proletariats ist er doch nicht Proletarier; deshalb kann er nicht Sozialdemokrat sein, so gern er auch möchte, und deshalb gehört er trotz allem und allem für uns zur „einen reaktionären Masse.“

Zur Konzentration des Großkapitals.

Bei uns, wo das Kapital noch nicht so konzentriert ist, wo noch eine Menge Kapitalbesitzer streiten, geht die weitere Konzentration gewissermaßen ohne eine besondere Aktion der Kapitalbesitzer vor sich, nur in Folge des allgemeinen ökonomischen Prozesses. In Amerika, wo sich nur noch einige wenige Kapitalisten mehr gegenüberstehen, wird die Sache durch die Thätigkeit der Betroffenen beschleunigt; hier thut man sich expresse zu dem Zweck zusammen, um den einen Konkurrenten zu vernichten, ja, es finden gradezu Kämpfe statt.

Ein Hauptmittel in dem ökonomischen Krieg, den die Stärksten gegen die weniger Starken führen, sind in Amerika die Eisenbahnen. Wer die Eisenbahnen, die dort Privatunternehmungen sind, in der Hand hat, der hat schon gewonnenes Spiel. Er kann dem Gegner unerschwingliche Frachttarife stellen lassen und sich lächerlich niedrige, so daß der Andere nicht mehr die Konkurrenz aushalten kann, oder er kann ihm sogar den Transport ganz verweigern. Die Eisenbahnen kann natürlich nur der in die Hand bekommen, der Millionen genug übrig hat, um so viel Aktien aufzukaufen zu können, daß er den nötigen Einfluß im Verwaltungsrath gewinnt, sie „kontrolliert“, wie der schämige Ausdruck lautet.

Als Illustration zu diesen Verhältnissen möge ein Artikel dienen, den wir einer amerikanischen Zeitung entnehmen:

„Die neueste Kombination des amerikanischen Kapitalismus heißt: Gould Vanderbilts-Standard Oil Co. Dieses Dreigestirn kontrolliert seit der jüngsten New-Yorker Börsenpanik die Northern Pacific-Bahn. Die beiden Brüder Rockefeller und C. V. Wright, die Hauptaktionäre der Standard Oil Co., haben allein 100 000 Aktien Northern Pacific auf ihren Namen überschreiben lassen.

Außerdem hat diese Vereinigung von drei östlichen Kapitalisten das kontrollierende Interesse an der Pacific Mail Steamship Co., der Union Pacific-Bahn, der Michigan Twpeta Santa Fe Bahn und der Southern Pacific R. R. Co. erlangt.

Was die Hauptrolle der Standard Oil Co. veranlaßt, sich mit Gould und den Vanderbilts nun in die Kontrolle der Northern Pacific zu teilen — ist folgendes:

Die Standard Oil Co. hat große Raffinerien am östlichen Ufer des „Chicago und Northern Pacific“, in der Nähe der östlichen Grenze Chicagos. Diese „Chicago und Northern Pacific“ ist eine, alle in Chicago mündenden Linien durchschneidende Gürtelbahn der Northern Pacific.

Im Winter dieser Gürtelbahn kann nun die Standard Oil Co. ihre Produkte den verschiedenen Bahnen zur Weiterbeförderung übergeben, ohne wie früher Gebühren für Geleisbenutzung zu zahlen zu müssen — ein ungeheurer Vortheil, den sie nun vor der Konkurrenz voraus haben wird. Und als „Partner“ von Gould und Vanderbilts überhaupt darf die Standard Oil Co. diesen Bahnen Oelkacht-Waren „diktieren“, wie sie keine andere Oelgesellschaft zu erlangen im Stande sein wird.

Wie man in Fachkreisen glaubt, wird jenes kolossale Oelmonopol auch die Baltimore-Ohio R. R. bald in seinen Klauen haben. Northern Pacific und Baltimore-Ohio berühren sich nämlich gerade da, wo die Standard Oil Co. südlich von Chicago ihre Raffinerien hat und so würden jene Oelherren, wenn sie die Kontrolle der B.-O. erlangen, eine ununterbrochene Durchgangs-Eisenbahnlinie von der Atlantischen bis zur Pacifischen Küste besitzen und dann durch ihre billigeren Frachttarife alle noch vorhandene Oel-Konkurrenz kaputt machen.

Eben war gesagt, daß das kapitalistische Testament Gould, Vanderbilts, Standard Oil auch die Michigan Twpeta Santa Fe unter seine Fittige genommen. Das war wesentlich Jay Gould's

Werk, welches seit Langem auf einen Aktiensturz lauerte, um möglichst viel Aktien aufzukaufen. Im letzten Mai begann er bereits damit, als Michigan-Aktien fielen; das Gerücht „Gould lauft“ verbreitete sich aber wider Gould's Erwarten sehr schnell und die Michigan-Aktien stiegen; man mußte Gould einhalten und sich wieder auf's Barten legen. Da kam jüngst der Krach von Baring Bros. in London; Michigan-Papiere fielen wieder rapide, da das Haus Baring unter anderem auch an ihnen stark beteiligt war und nun machte Jay Gould seinen „Schritt“ an Michigan.

Lieber wäre ihm freilich die „Chicago-Alton“ gewesen; aber die war zu teuer; und für den Zweck, den er im Auge hatte, eine „Short-Line“ nach Chicago zu bekommen, genügt die „Michigan“ vollständig.

Jay Gould's Eisenbahn-Kontrolle wird nun auf eine Länge von 30 000 Meilen gestreckt.

Der „little wizard“ hat innerhalb weniger Wochen die Kontrolle über das Haupt-Bahnsystem westlich von Chicago erlangt; mit Ausnahme der Burlington Bahn, der Rock-Island und der St. Paul; aber von der letzteren hat er nichts zu besorgen, da sie von den Dreges Morgan-Leuten (den Bankiers, die mit Gould und den Vanderbilts viele gemeinsame Interessen haben, z. B. an der Northern Pacific) kontrolliert wird; und die Rock-Island-Aktien hat Gould so tief heruntergetrieben, daß Rock Island froh sein wird, sich mit ihm aneinanderzusetzen zu können; mit der Pacific Mail Co. kontrolliert Jay Gould nun tatsächlich eine Route von China bis zur Atlantischen Küste. Er ist der „Eisenbahnkönig“ der Welt; wenn er will, kann er auch die Vanderbilt's an die Wand drücken.

Solche gigantischen Unternehmungen muß man kennen, um die ganze Schlaueit unserer deutschen Spießbürger zu begreifen, welche sich den sozialistischen Staat nicht anders vorstellen können, wie als Protopreis auf das Königreich Preußen. Was würde Eugen Richter für Augen machen, wenn man ihn auf eine Viertelstunde in das Arbeitszimmer Gould's führte! — Oder was würden unsere superklugen Staatssozialisten sagen, welche die Sozialdemokratie mit Sozialreform todt machen wollen! So lange nicht die Goulds mit Sozialreform bei Seite geschafft werden können, so lange wird man auch uns nichts anhaben. Und das ist nicht möglich, denn Gould ist mächtiger als alles andere in der Welt.

Großkapitalistischer Schacher-Macher in Wien.

H. F. G. Helle Konfarenklänge tönen aus den Spalten der volkswirtschaftlichen Rubriken unserer Blätter; eine neue Aera des „volkswirtschaftlichen Aufschwunges“ wird angekündigt. Es sind ja nun schon mehr als 17 Jahre seit dem verhängnisvollen Datum des 9. Mai 1873 vorübergegangen, die Erfahrungen von damals sind zum größten Theile vergessen und es kann von Neuem losgehen. So lautet wenigstens die Intention in den Kreisen der Finanzwelt und es ist wohl nicht uninteressant, daß die Absicht, eine neue Gründungs-ära einzuleiten, sich in dem Momente bemerkbar macht, wo der deutsch-liberalen Bourgeoisie sich leise Zukunftshoffnungen zu eröffnen scheinen. Im böhmischen Landtage, wo die Altzechen von dem jungzechischen Radikalismus förmlich zu Pulver gerieben werden, bilden die Deutschen derzeit in Wahrheit die Regierungspartei, und das Gleiche ist der Fall im nieder-österreichischen Landtag, wo die „Liberale“ in Entzünden geraten, wenn der Statthalter, Graf Kielmansegg, der die lebhafteste Reigung zeigt, als Spezial-Bismarck für Nieder-Österreich aufzutreten, den Antisemiten über den Mund fährt, wobei sie über die reaktionären Bestimmungen, welche die Regierung in die Gesetzesvorlage betreffend die Vergrößerung Wiens aufgenommen hat, gerne hinwegsehen. Wie weit die in deutsch-liberalen Kreisen herrschende Auffassung, daß die im nächsten Jahre stattfindenden Reichsrathswahlen eine Umgestaltung unserer politischen Verhältnisse zu Gunsten dieser Partei herbeiführen werden, sich bewahrheiten wird, mag dahin gestellt bleiben. Ein starker Zweifel scheint mir sehr am Platze, aber immerhin hat sich das deutsch-liberale Bürgerthum davon überzeugt, daß es dem Kabinet Taaffe mit seiner ursprünglich eine Weile zur Schau getragenen anti-kapitalistischen Tendenz nicht sehr ernst war und sie glaubt die Zeit für die „Entscheidung der Unternehmungskunst“ wieder gekommen. Die Budgets des Herrn von Dunajewsky tragen mit dazu bei, das große Kapital auf neue Unternehmungen hinzudrängen. Dieser polnische Finanzmann weiß die Steuerschraube meisterlich zu handhaben und die Gunst von Umständen, deren Darlegung hier zu weit führen würde, kommt ihm zu Statten, so daß seit drei Jahren der österreichische Staatsvoranschlag anstatt des gewohnten Defizits einen Ueberschuß aufweist. Da ist nun mit der Ausgabe neuer Rententitel kein Geschäft zu machen, und unsere großen Bankhäuser suchen nach einem Ersatz für dieses profitable Geschäft.

Man hat seine Augen auf die Kohle geworfen, und es ist da eines der merkwürdigsten Finanzgeschäfte im Zuge. Die Kreditanstalt steht im Begriffe, die Kohlenwerke der Nordbahngesellschaft mit den dazu gehörigen, für den Kohlentransport bestimmten Zweiglinien dieser Bahn an sich zu bringen. Da gelangt man nun, wenn man die Personalverhältnisse ins Auge faßt, zu ganz eigenthümlichen Wahrnehmungen. Die Kreditanstalt! Za wer ist denn die Kreditanstalt? Jeder in die Verhältnisse unserer Hochfinanz Eingeweihte weiß, daß die Kreditanstalt im Grunde genommen Niemand anders ist, als Herr Baron Rothschild, der die Generalversammlungen dieser Bank beherrscht und nach seinem Willen leitet; die Nordbahn ist aber wieder Niemand anders als Herr Baron Rothschild, dessen Votum in allen Angelegenheiten dieser Bahngesellschaft ausschlaggebend ist. Es giebt selbstverständlich außer Herrn Baron Rothschild und seinen Getreuen auch noch andere Aktionäre sowohl der Kreditanstalt als der Nordbahngesellschaft, aber man

weiß, daß diese bei großen Transaktionen nicht in Frage kommen. Die Sache steht nun so: Herr Baron Rothschild kauft sich selber, als dem Hauptaktionär der Nordbahn, die Kohlengruben der letzteren ab, um sie wieder an sich selber, als dem Hauptaktionär der Kreditanstalt, zu verkaufen. Es soll nun allerdings für den Betrieb dieser Kohlengruben eine neue Aktiengesellschaft ins Leben gerufen werden, da aber die Absicht besteht, die eine Hälfte der zu emittirenden Aktien nicht auszugeben, sondern im Besitze der neuen Gesellschaft zu behalten, für die andere Hälfte aber den alten Aktionären das Vorkaufsrecht einzuräumen, so ist es klar, daß die neue Gesellschaft im Wesentlichen wiederum Niemand anders sein wird, als Herr Baron Rothschild. Die erwähnten Kohlengruben figurirten in der Bilanz der Nordbahngesellschaft vom Jahre 1888 mit einem Werthe von 6²/₁₀ Millionen Gulden, das Erträgniß derselben aber bezifferte sich auf nicht weniger als 1 172 000 Gulden. Nun sollen diese Kohlenwerke an die neue Gesellschaft um den Betrag von 8 Millionen Gulden verkauft werden, während das Kapital der Gesellschaft, angeblich wegen des notwendigen Betriebskapitals mit 9 Millionen Gulden festgesetzt sein wird. Es ist nicht leicht, die Motive dieser eigenthümlichen Gründung zu durchschauen, bei der ein Objekt scheinbar aus einer Hand in die andere wandert, um thatächlich in derselben Hand zu verbleiben. Von bethelligter Seite wird behauptet, es sei bloß beabsichtigt, gewissen unangenehmen Rekriminationen ein Ende zu machen. Gelegentlich der vor vier Jahren stattgehabten Verlängerung des Nordbahnprivilegiums sah sich nämlich die Regierung veranlaßt, der öffentlichen Meinung, welche stürmisch die Verstaatlichung der Nordbahn verlangt hatte, eine Konzession zu machen, indem sie der Gesellschaft die Verpflichtung auferlegte, an die Staatskasse jährlich den Betrag von 100 000 Gulden abzuführen, sobald das Erträgniß eine jährliche Verzinsung von 10 pCt überschreitet; das gilt aber nur von dem Erträgniß der Hauptlinie der Nordbahn, nicht aber auch von den später erbauten Seitenlinien und den Kohlenwerken. Diese Vertragsbestimmung hat nun seither auch im Parlamente zu wiederholten Angriffen Anlaß gegeben, in denen auf die Möglichkeit gewisser Machinationen hingewiesen wurde, durch die das Erträgniß der Hauptlinie zu Gunsten derjenigen der Kohlenwerke herabgemindert werden könnte. Man scheint außerdem zu befürchten, daß eines Tages das Verlangen laut werden könnte, jene im Grunde genommen durch nichts gerechtfertigte Zweitheilung fallen zu lassen und das gesammte Eigenthum der Nordbahn dem Staate tributpflichtig zu machen, respektive nach Ablauf des Vertrages zu verstaatlichen. Dem Allen soll einfach dadurch vorgebeugt werden, daß Herr v. Rothschild sich selber im Vereine mit der unter seiner Herrschaft stehenden Kreditanstalt als eigene Gesellschaft für die jetzt im Eigenthume der Nordbahn befindlichen Kohlengruben konstituirte. Man giebt dem Kinde einfach einen anderen Namen. Die Transaktion hat aber eine, für das wirtschaftliche Leben tiefere Bedeutung. Die Kreditanstalt hat bereits im Vorjahre den Alleinverkauf der gesammten Produktion der gräflich Salm'schen Kohlengruben übernommen; nun gelangt sie auch in den Besitz eines großen Komplexes im Mährisch-Sitruauer Kohlenrevier und so wird ein Mittelpunkt für die allmähliche Monopolisirung der gesammten österreichischen Kohlenproduktion in der Hand des Hauses Rothschild und seiner Leibbant geschaffen.

Die Naturheilermethode.

Wie voraussehen, haben sich die weisen Herren von der Naturheilermethode gegen das Koch'sche Heilverfahren der Schwindjucht ausgesprochen. Da der Unfuh der Naturheilermethode gerade unter den Arbeitern seine meisten Anhänger zählt, so halten wir es für eine Aufgabe von großer praktischer Bedeutung, ihm einmal entgegenzutreten.

Daß der Arbeiter ein starkes Mißtrauen gegen die Kunst des akademisch gebildeten Arztes hegt, ist ja leicht erklärlich: zunächst natürlich ist leicht einzusehen, daß bei den bestehenden Verhältnissen auch im Stande der Arzte manches faul sein muß. Die Konkurrenz, die Nothwendigkeit mit ihrer Kunst ihr Brot zu verdienen, der Umstand, daß nicht Fähigkeit und Reigung, sondern das Vermögen die Wahl des Berufes bestimmen, die Thatsache, daß die Aerzmeren, die ja doch immer in der Mehrzahl sein werden, gleich nach dem Examen an das Brot denken müssen und sich nicht weiter fortbilden können, und auf der anderen Seite, daß die Reichen ihre Studienzeit lieber zu allerhand Jaz verwenden als zum Studieren — — Alle diese Dinge flößen einem Kranken natürlich kein besonderes Zutrauen zu den Aerzten ein.

Für die Arbeiter speziell kommt noch dazu, daß ihnen der Arzt stets als Bourgeois gegenübersteht. Den Reichen oder wohlhabenden Leuten, welche zur Privatpraxis gehören, kommt der ärztliche Menschenfreund natürlich ganz anders als dem Arbeiter, dessen Kassenarzt er ist. Das Benehmen des Arztes kommt aber hauptsächlich in Betracht, wenn der Kranke Vertrauen zu ihm fassen soll; und selbst der idealste Arzt wird einem Reichen etwa ganz anders Rede stehen über seine Krankheit wie dem Arbeiter. Der Arbeiter bekommt sein Rezept und damit fertig; zu großen Erörterungen hat der Arzt keine Zeit; dem Reichen jetzt er seine Krankheit auseinandersetzen und wenn er ihm auch nicht die Wahrheit sagt, so ist der Kranke doch zufrieden, weil er

eine Erklärung hat. Wenn man krank ist, möglichst viel über seine Krankheit zu wissen, das ist ein ziemlich allgemeines menschlicher Trieb und da dieser Trieb von seinem Arzt nicht befriedigt wird, so wendet sich der Arbeiter natürlich zu dem nächsten schwachsinnigen Quacksalber, der ihm denn die Sache auch einleuchtend genug macht, indem er allerhand noch lebendigen medizinischen Aberglauben mit platten Erklärungen vermischt und das ganze mit plausiblen Worten wie „Naturgemäß“ u. s. w. spickt.

Wie gesagt, es ist zu verstehen, daß sich die Arbeiter den Naturheilmännern zuwenden, aber es ist auch beklagenswerth, daß das geschieht. So mangelhaft gegenwärtig das Institut der Aerzte ist, so ist es doch immer das einzige, wo überhaupt Etwas für den Kranken zu erhoffen ist. Wie überall, so kann man auch beim menschlichen Körper nur dann mit Erfolg eingreifen, wenn man das Ding genau kennt und insbesondere die Verbindungen von Ursache und Wirkung studirt hat. Wenn eine Uhr stehen geblieben ist, so bringt man sie zum Uhrmacher, der die ganze Einrichtung kennt und die Ursache des Stillstehens aufsucht: ein Rädchen oder eine gesprungene Feder, oder der Mangel an Oel oder irgend etwas anderes. Wenn die Ursache beseitigt ist, so geht die Uhr wieder; genau so macht es der Mediziner. Er studirt Anatomie und kennt jeden kleinen Fied im Körper, er studirt die Krankheiten eines jeden Gliedes, woher sie entstehen und wie sie sich äußern; und wenn ihm dann die Krankheit vorkommt, so wendet er das Mittel an, welches die Ursache hebt. Der Naturheilkundige, welcher von diesen Zusammenhängen keine Ahnung hat, dokort einfach darauf los, wie ein Uhrmacher, der eine Uhr in ein Faß voll Provenzeröl legen wollte, bei der die Feder kaputt ist.

bleiben wir bei dem Koch'schen Heilmittel. Die Schwindsucht entsteht, wenn der Körper durch irgend welche Ursachen geschwächt ist und das Herz deshalb nicht stark genug ist, das Blut bis in die letzten Theile der Lunge zu treiben. Auf den blutleeren Stellen siedeln sich Bacillen an, welche die Lunge verzehren. Das Koch'sche Mittel hindert das Wachstum der Bacillen und damit die Zerstörung der Lunge. Weiter kann das Mittel natürlich nichts leisten. Aber das ist doch auch wohl schon genug.

Die Naturheilkundigen bringen die billige Weisheit vor, der Mensch sollte so stark sein, daß er die Schwindsucht überhaupt nicht bekommt. Da nun die Lebensweise der gegenwärtigen Menschheit nicht dazu geeignet ist, starke Leute hervorzubringen, so quacksalbern sie an der Lebensweise herum, es wird der famose Begriff „Naturgemäß“ erfunden, und wenn der Eine durch übermäßige Arbeit und schlechte Ernährung, ein Anderer durch Ausdehnung, ein Dritter durch Vererbung krank und siech sind, so wird ihnen vorgepredigt: lebt naturgemäß, wie die Siouxindianer, und ihr werdet alle gesund. Und die Armen fangen an naturgemäß zu leben. Der Eine giebt sein Pflaumen auf, das noch das einzige Mittel war, welches ihm eine regelmäßige Verdauung ermöglichte, da er den ganzen Tag sitzen muß; der Zweite, der in Folge übermäßiger Anstrengung keinen Appetit hat und sich zum Essen durch allerhand gewürzte und gepfefferte Speisen reizen muß, ist nur noch milde, nicht anregende Speisen; der Dritte, der sich den ganzen Tag in der dunstigen Fabrik abgearbeitet hat und sich sonst Abends und Sonntags auf das Kanapee legte, um sich auszurufen, läuft jetzt wie ein Bessener durch Sturm und Regen, um die frische Luft zu genießen und sich dabei natürlich auf den Tod zu erkälten; der Vierte fängt an, im Wasser herumzuplantschen, bis er an Rheumatismus und Katarrh zu Grunde geht.

Die einfache Sache ist eben, daß „naturgemäß“ für den Siouxindianer und den modernen Europäer zwei verschiedene Dinge sind. Es muß alles den Umständen entsprechen und ehe die Patienten des Herrn Canis nicht wie Coopersche Fedeln tätowirt und mit Stalpen im Gürtel in den Grunewald hinauszuziehen und dort ihren Wigwam aufschlagen, ehe wird ihnen auch die naturgemäße Lebensweise ihres Medizinmanns nichts nützen. So lange wir unter Verhältnissen leben wie jetzt, werden wir uns wohl mit europäischen Arzneimitteln begnügen müssen.

Die Arbeiter aber müssen auf's Entschiedenste gewarnt werden, sich an derartigen Unsinn zu betheiligen. Durch das Quacksalbern schaden sie ihrem Körper und durch das lebhafteste Interesse, welches sie dieser „Medizin“ entgegen bringen, werden sie von wichtigeren politischen Aufgaben abgezogen.

Vom Reichstag.

In der 33., 35. und 37. Sitzung steht auf der Tagesordnung der Gesetzentwurf betr. die Vereinigung von Helgoland mit dem deutschen Reich.

Helgoland, dessen Einwohner sich ehrlich und redlich vom Fischfang und vom Betrug der Kurgäste ernähren und das ein besonderes Ansehen genießt in den Kreisen der Marineoffiziere und der Seehausbesitzer, welche keine Kapitere haben, ist bekanntlich — letzte That Will's — von England eingehandelt gegen einige Districte, welche mit den deutschen Kulturmitteln, bestehend aus Schnaps und preussischen Leutenants, zu versetzen werden sollten. Staatssekretär v. Bötticher behauptet, daß „viele Mitglieder der Nation sehr erfreut seien über das Geschäft, und daß auch die Helgoländer „gern und freudig in den Kurs eingestiegen sind“. Der Abcordeur v. Benda hat seit 50 Jahren „das Gefühl gehabt, die Insel muß deutsch werden“. Er wünscht auch, daß das Heirathsgeld bei diesen bleibt, welches (Windhorst) „eine berechnete Ehemännlichkeit der Insel bildet“ und daß die Beamten (hat der Mann Ehre im Staatsdienst?) viel Gehalt kriegen. — So die von der Fremdberrschaft freigegebenen „deutschen Brüder“

nicht genug sind, daß man Helgoland als Reichsland aufstehen könnte, so wird im Gesetzentwurf vorgeschlagen, sie mit Preußen zu vereinigen, welches ja immer den besten Nutzen zur Verdaulichkeit fremder Gebiete bewiesen hat. — Der Zutritt Helgolands zum Bundesgebiete wird einstimmig, die Einverleibung in Preußen gegen die Stimmen der Sozialdemokraten beschloßen. Im Uebrigen wird der Gesetzentwurf ohne Debatte angenommen.

— In der 34. Sitzung wird ein nur Wahlprüfungen verhandelt, die kein weiteres Interesse haben. In der 35. und 36. wird über Abänderung des Patentgesetzes und einen Entwurf für den Schutz von Gebrauchsmustern geredet. Vielleicht kommen wir bei den späteren Beratungen auf die Sache zurück. Das gegenwärtige Patentgesetz ist sehr unpraktisch und erfüllt seinen Zweck nur mangelhaft.

Die erste Beratung des Gesetzentwurfs über die Abänderung des Krankenversicherungsgesetzes vom Juni 1883 kam gleichfalls in der 36. Sitzung.

Staatssekretär v. Bötticher: Mit diesem Entwurf treten wir ein in die Berathe der Revision unserer sozialpolitischen Gesetzgebung, deren Nothwendigkeit in Bezug auf die Krankenversicherung wohl von keiner Seite bestritten werden wird (in Bezug auf die andern Theile auch nicht). Der Segen der Krankenversicherung wird wohl von allen Seiten anerkannt (wie optimistisch!) An den Grundprinzipien des Gesetzes wollen wir nichts ändern, sie haben sich bewährt (für uns nämlich). Es gilt nur, Mängel des Gesetzes abzuzufassen und für die Durchführung des Versicherungszwanges Sorge zu tragen. In der Presse ist behauptet worden, daß diese Vorlage nur bestimmt sei, den freien Hilfskassen das Lebenslicht auszublasen. (Schändlich! Diese Presse!) Den verbündeten Regierungen liegen solche Bestrebungen durchaus fern. (Natürlich, wer zweifelt daran!) Wir werden uns freuen, wenn die Arbeiter, welche in den freien Hilfskassen bleiben wollen, weiter in der Lage sind, an den freien Kassen sich zu betheiligen. (Wort sei Dank, für die „Lage“ ist gesorgt, denkt er im stillen). Hätten wir die freien Kassen beseitigen wollen, so wäre das durchzuführen gewesen bei den verbündeten Regierungen, (nämlich von vorne, es ist mir aber lieber, wenn er von hinten geht).

Schumacher, als echter Sozialdemokrat, der natürlich das Volk gegen die edlen Absichten der Regierung aufheben muß, wagt es, die Worte Böttichers anzuzweifeln. „Vielsach sind freie Hilfskassen auf Grund des § 75 des Krankenversicherungsgesetzes von den Regierungspräsidenten genehmigt, dennoch aber deren Mitglieder von den Orts-Krankenkassen zu Beiträgen herangezogen worden, weil die Aufsichtsbehörde meint, daß die betreffenden freien Kassen dem § 75 nicht vollständig entsprechen. Prozesse, die deswegen stattfanden, sind zum Nachtheil der freien Hilfskassen entschieden worden. Fehler können Beamte machen, aber man darf dieselben doch nicht die freien Hilfskassen entgelten lassen. Der Glaube ist allgemein, daß man den freien Hilfskassen feindlich gegenüberstehe.“ Schumacher weist dann verschiedene Unrichtigkeiten in den Angaben über die freien Hilfskassen nach — die natürlich alle nur von der edlen Absicht zeugen, die freien Hilfskassen bestehen zu lassen. Er nagelt dann die ganz ungläublich unerschämte Bestimmung an, „Kontrahenturliche sollen keine Unterstützung bekommen“. Er schließt: „Wenn die segensreiche Thätigkeit der freien Hilfskassen aufrecht erhalten werden soll, dann müssen wir die Novelle ablehnen und etwas anderes an seine Stelle setzen. Deshalb beantragen wir die Ueberweisung der Vorlage an eine Kommission.“

Girsch (Dir.): ... „Es ergibt sich aus der Berechnung, daß die Gemeinde-Krankenversicherung ausgegeben hat pro Kopf 6,83 M., die Orts-Krankenkassen 10,49 M., die Innungs-Kassen 8,49 M., die freien Kassen 12,44 M. und die landwirthschaftlichen Kassen 12,28 M., also mit Ausnahme der Betriebs-Krankenkassen, die ganz andere Verhältnisse haben, rangiren die freien Hilfskassen an der Spitze. Welche die Mitglieder der freien Kassen gehören zu denjenigen, die immer am schnellsten eine Heilung wünschen; dazu sind ihre Kassen im Stande, den Kranken angemessene Honorare zu zahlen... Die Ausdehnung und Verschärfung des Lebenswesens... alles das wird viele Arbeiter müde machen und den Zwangskassen zuführen, auch wenn sie von dem Vorzug der freien Hilfskassen überzogen sind. Wir werden in der Kommission auch an der Ausdehnung und Vervollkommen der Zwangskassen mitwirken; aber wir werden alle diejenigen Bestimmungen zu beseitigen suchen, die Tausende von Arbeitern in ihren wohl-erworbenen Rechten beschränken und die Existenz der freien Kassen untergraben, die wir für eine der werthvollsten Einrichtungen zur Herbeiführung des sozialen Friedens halten.“

v. Mantuffel spricht gerade heraus. Er ist besonders erfreut darüber, daß die freien Kassen in ihrer Thätigkeit etwas beschränkt worden; das sei auch unbedingt notwendig im Interesse der Zwangskassen; aus diesem Grunde sei es auch erfreulich, daß die Innungs-Kassen etwas besser gestellt würden als bisher. „Aber Herr von Mantuffel! Was machen Sie! Haben Sie denn nicht gehört, was Herr von Bötticher vorhin gesprochen hat, daß die Regierungen den freien Hilfskassen nicht an den Kragen wollen? Wie kann man nur so unvorsichtig sein!“

In Sitzung 37, 38 und 39 wird über die Feststellung des Reichshaushaltsetats verhandelt.

Staatssekretär v. Walpach: Die Ergebnisse des Jahres 1889-90 liegen vor. Das laufende Jahr wird wahrscheinlich mit einem Ueberschuß von 10 Millionen Mark abschließen und die einzelnen Einnahmen werden 66 bis 68 Millionen mehr überwiesen erhalten als in Aussicht genommen war. Diese Ueberschüsse sind die Folge der schlechten Ernte, welche das Volk zwang. Das ausländische Korn zu essen, welches sie theuer verzollen mußten; sie sind der Hungertribut des Proletariats vom Jahre 1889. Verwendung müssen die erhaltenden Millionen natürlich finden: „Die Vorkaufserhaltung des Reichs zum Zweck der Erhaltung des Friedens und die Fortführung der Sozialreform zur Erhaltung des inneren Friedens, werden Sie Alle billigen und die dafür nöthigen Ausgaben bewilligen.“

Richter legt die Ausgaben für den Militarismus dar: „Die einmaligen Ausgaben für Landheer und Marine betragen 121 Millionen Mark, seit dem 1. April 1887 sind zusammen 949 Millionen Mark bewilligt worden, während man 1884 bis 1889 für Eisenbahnen in ganz Deutschland nur 615 Millionen Mark verwandt hat.“ „Echt freisinnig knidert er an einer kleinen irrelevanten Ausgabe für Reisekosten, weil die Beamten statt erster zweiter Klasse reisen können. Sehr gut hebt er dann die beliebte Politik hervor, die Einnahmen aus den Zöllen zu niedrig anzuschlagen (sie sind mit 285 Millionen eingestellt und werden 373 Millionen betragen), damit man hernach Ueberschüsse für kostspielige, volkreindliche Unternehmungen zur Verfügung hat. Zum Schluß wendet er sich gegen die Lebensmittelzölle.“

Reichsminister v. Caprivi antwortet sehr pitzig und beweist für Richter, daß Bismarck nicht allein grob gegen ihn sein konnte. „Kamer Richter! Er kann uns wirklich dauern; er möchte so gern ein Oppositionsmann von historischer Bedeutung und Größe sein, etwa wie im früheren englischen Parlament, und man will ihn gar nicht als historische Größe behandeln!“

Bebel: „Das Budget ist im Wesentlichen abhängig von der Richtung unserer ganzen wirtschaftlichen und sozialen Zustände. Die allgemeine wirtschaftliche Krisis, die gegenwärtig wieder im Anzuge ist, wird gewiß eine Dauer und Härte annehmen, wie sie früher nicht dagewesen ist. Diese fortwährenden Erklärungen des wirtschaftlichen Organismus weisen darauf hin, daß mit den gegenwärtigen Mitteln der Staat und die gesellschaftliche Ordnung nicht weiter zu erhalten sind. In dem Etat von 1887/88, als auch bereits die neue Heeresvergrößerung eingetreten war, beliefen sich die Ausgaben für das Reichsheer auf 359 Millionen Mark.“

Diesmal fordert der Anschlag 412 Millionen Mark; also ein Plus von 53 Millionen Mark. Eine ähnliche Steigerung zeigt die Marine von 39 Millionen Mark im Jahre 1887/88 auf 43 Millionen Mark, und wir sind noch lange nicht am Ziele. Der Pensionsfonds ist seit 1887/88 von 26 Millionen auf 41 Millionen Mark gewachsen. Naturgemäß müssen deshalb die Ausgaben für die Verzinsung in gleicher Weise wachsen; 1887/88: 21 Millionen Mark; heute 53 1/2 Millionen Mark. Es weisen also diese vier verschiedenen Budgetposten innerhalb der letzten fünf Jahre eine Vermehrung der laufenden Ausgaben um 104 Millionen Mark auf. Die einmaligen Ausgaben haben in den letzten fünf Jahren die Summe von 940 Millionen erreicht. Wie ist es nun möglich, daß eine solche fortgesetzte Steigerung der Ausgaben und damit auch der Steuerlast des Volks nicht den allgemeinen Unwillen des Landes und des Gesetzgebers erregt dadurch, daß die herrschenden Klassen, die hier durch ihre Vertreter vorzugsweise das Wort führen, nicht in dem gleichen Maße zu den Lasten beitragen wie die ungeheure Majorität der Bevölkerung, besonders der Arbeiter? Unsere ganze Steuerlegislation ist eben eine Klassenlegislation der allerhöchsten Art, Vortheile für die Reichen, Lasten für die Armen.

Windhorst, der gegenwärtigen Politik des Centrums entsprechend, dreht und wendet sich nach allen Seiten, sagt „ja“ und „aber“ und um nur aus der Verlegenheit zu kommen, benutzt er schließlich die Sozialdemokratie als Bräutigam und läßt an ihr seinen Kerger aus.

v. Frege wünscht noch mehr Steuern, hat eine geheime Verschwörung gegen die Lebensmittelzölle entdeckt, und behauptet unter allgemeiner Heiterkeit, er sei ein Vertreter der Arbeiter, Bebel aber nicht.

Bebel bringt Angaben über die Wirkungen der Zollpolitik, die nur dem Großgrundbesitz genügt hat, den Bauern und ländlichen Arbeitern aber nicht. „Die sogenannte Sachengängerei ist ein Beweis, daß die ländlichen Arbeiter sich zu Hause nicht wohl fühlen. Dieser Zug ist so charakteristisch, daß er in der Volkszählung zum klaren Ausdruck gekommen ist. Von 1875-85 hat die städtische Bevölkerung in Preußen 20 pCt., die ländliche nur 4,8 pCt. zugenommen. In Pommern, also einer agrarischen Provinz, hat die Bevölkerung 0,7 pCt. abgenommen. Aber selbst in denjenigen deutschen Landesheilen, in denen der kleine Grundbesitz beinahe ausschließlich dominiert, z. B. in Hessen-Kassel, hat die Bevölkerungszunahme nur 2,9 pCt. betragen. Die letzte Volkszählung wird wahrscheinlich noch ungünstigere Resultate aufzuweisen. In der fruchtbarsten Lit- und Weizenregion betrug die ländliche Bevölkerung 1865 100 000 Seelen, 1885 nur noch 85 000 Seelen. Gestern erhielt ich aus dem Leobusburger Kreise einen Brief, worin ich gebeten wurde, hier mitzugehen, in welcher geradezu ungläublichen Lage sich die dortige Arbeiterbevölkerung in diesem Meist dem Großgrundbesitz verfallenen Kreise befindet. Seit dem 1. Oktober erhielten die Arbeiter täglich ausschließlich der Kost 40 Pf., im Sommer 60 Pf., allerdings sind einige gegen Land dabei und Wohnungen, aber welche Wohnungen! 1872 auf der Konferenz der ländlichen Arbeitgeber in Berlin erklärte Herr v. Götten, zahlreiche Großgrundbesitzer machten für ihre Schwelgerei größere Aufwendungen, als für die Arbeiter. Im Wahlkreis des Herrn v. Kardorff erhielten die Arbeiter täglich 50 Pf. im Winter und 75 Pf. im Sommer. Nach der Statistik von 1882 behaute der Grundbesitzer über 2 1/2 Mal mehr als die ganzen 98 pCt. der übrigen Grundbesitzer. (Hört, hört! links.) Die 17 größten Grundbesitzer haben insgesammt 1/3 der gesamten anbaufähigen Fläche im deutschen Reich in ihrem Besitz. Diesen Thatfachen gegenüber behaupten zu wollen, daß es nicht der Großgrundbesitz ist, der von unserer Agrarpolitik Vortheile zieht, ist etwas dreist. Die großartigen Profite verwendet er nun zum Theil dazu, um kleinere und mittlere Grundbesitzer auszulaufen und das Latifundienssystem zu erweitern.“

Vamberger: „Leider ist der 1879 abgeschlossene Pakt, nach welchem man gemeinsam dem Volk das Hehl über die Dörren ziehen wollte, noch nicht aufgebrochen.“ Gut, daß das von uns Keiner gesagt hat, was wäre das für eine „sozialdemokratische Koheer“ gewesen!

Gahn widerlegt Bebel's Behauptung, daß die Arbeiterwohnungen auf dem Lande schlecht seien, sehr grazios, indem er einfach erklärt: die Arbeiterwohnungen in den großen Städten sind noch schlechter.

v. Kardorff. Die Sozialdemokraten wollen diese friedliche Entwicklung nicht, sprechen aber ihre Gedanken nicht offen aus. Ich will es aber offen aussprechen, daß die bestehende Gesetzgebung zur Bekämpfung der Sozialdemokratie nicht ausreicht. Die Erfahrung wird es bald lehren. Wenn die Staatsmaschine bei großen Streiks still steht, so ist die Gesetzgebung nicht ausreichend. Ich will wünschen, daß ich Unrecht habe. — Der Mann hat Recht.

40. Sitzung: Gesetzentwurf betreffend die Besteuerung des Zuckers.

Seit Jahren beziehen die Zuckerraffinerien jährliche Geschenke vom Reich, das letzte Jahr 25 Millionen M. Das Volk ist so undankbar über diese Großmuth, welche das Reich aus seiner Tasche gegenüber den Herren Zuckerraffinerien ausübt, daß es selbst lebhaft dagegen protestirt. (Wieviel Zuckerrüben Fürst Bismarck baut, wissen wir nicht.) Schande halber, weil der Zuckerstand doch zu arg war, soll jetzt die Sache etwas gemildert werden. Die konservativen Redner sind natürlich empört, daß man ihnen ihr Futter entziehen will.

Zur Lage der Wiener Omnibus-Bediensteten.

Die Arbeitszeit der Omnibusflaven währt von 5 Uhr früh bis 12 Uhr und 1 Uhr Nachts ohne Mittagspause — das sind achtzehn bis neunzehn Arbeitsstunden. Allerdings ist auch bei der Omnibus-Gesellschaft das „Abloß“-System eingeführt, wonach der Kutscher oder Kondukteur, wenn er ein denarig anstrengendes Tagewerk hinter sich hat, am nächstfolgenden Tage erst in den Vormittagsstunden seinen Dienst anzutreten haben soll — eine Verfügung, die die Gesellschaft nur getroffen zu haben scheint, um sich nicht danach zu richten. Zu bemerken ist, daß bei besonderen Anlässen, wie sie in diesem Jahre das Sängerfest und die Ausstellung boten, die neunzehnstündige Arbeitszeit der Gesellschaft zu kurz erscheint und daher auf zwanzig und mehr Stunden verlängert wird! Als in einem solchen Falle, der sich im letzten Sommer ereignete, ein Kutscher die Bezahlung der Ueberstunden forderte, am man dieser Forderung zu nach, bezeichnete aber den Verweigernden als einen „Leue-Austrücker“.

Die Omnibus-Bediensteten haben das ganze Jahr hindurch keinen einzigen freien Tag, es sei denn, daß sie sich einen Tag ohne abgeben lassen; in diesem Falle stellt dann die Gesellschaft einen Reservekutscher oder „Kondukteur“ bei, vorausgesetzt, daß es den Herren der Direction überhaupt gefällig ist, den erhebenen Urlaub zu bewilligen.

Nur erst die Arbeitslöhne. Die Kutscher sowohl wie die Kondukteure sind ihrer Bezahlung nach in drei Klassen getheilt. Die Kutscher beziehen 1,05, 1,15 und 1,25 Gulden, jedoch befinden sich im Ueberschuß die letzten nur sehr wenig; die meisten gehören der niedrigsten Gehaltsstufe an. Die Kondukteure, bei denen man, ganz wie bei der Tramway-Gesellschaft, auf das Liniengeld Bedacht nimmt, haben 1,05, 1,15 und 1,25 Gulden Taglohn; auch hier überwiegt an Stärke die schlechteste absteigende Kategorie. Die Pferdewärter endlich haben gar nur 1,20 Gulden per Tag.

(Wiener Arbeiterz.ig.)

2. Corinth 8. V. 9.

Die Amtswohnung des neuen Herrn Pastor Möblich ein reicher alter Jungfernchor; Eins, zwei, drei Möbelwagen fahren vor. Fauteuil und Sopha, Tisch und Buffet, Bratosen, Plüsch, Eisschrank, Ehebett, Silber- und Porzellanervice komplett. Kompost, Konserven haufenweis beschafft. Der Reitwurst Amuth und des Schinkens Kraft. In Fass und Flaschen edler Nebenlast — Besonders fehlt ein Christdankgebet. In goldnem Ragmen überm Schreibisch nicht. Des goldnumrandete Inschrift also spricht: „Bedenk, daß unser Heiland Jesus Christ um Deinetwillen arm geworden ist, Und daß Du reich durch seine Armut bist.“

[Nachdruck verboten.]

Der neue Schulmeister.

Eine Geschichte aus dem Elsaß.

Von A. Daudet.

Unsere kleine Schule hatte sich ganz verändert seit Herr Hamel weg war. In seiner Zeit hatten wir immer ein paar Gnadenminuten des Morgens, wenn wir kamen. Man stellte sich um den Ofen, um die Finger noch ein bißchen zu wärmen, den Schnee abzuschütteln oder die Graupen, die in den Kleidern festhaken; man erzählte sich hier etwas, indem man sich zeigte, was man im Korb hatte. Dadurch hatten die, welche am Ende des Dorfes wohnten, Zeit, noch zum Gebet und zum Aufrufen recht zu kommen. Jetzt ist die Geschichte anders; man muß auf die Minute da sein. Der Preussien Kloß, unser neuer Schulmeister, macht keine Umstände. Von fünf Minuten vor acht an sitzt er schon auf seinem Katheder mit seinem biden Rohrstock, und wehe den Langsamen! Ja, er muß die Holzschuhe in dem kleinen Hofe eilen und Einen ganz außer Athem schon an der Thür „hier“ rufen hören.

Es giebt keine Entschuldigung bei diesem schrecklichen Preussien. Es nützt nichts wenn man sagt: „Ich habe meiner Mutter die Wäsche tragen helfen. . . Der Vater hat mich mit zum Markt genommen“. Auf so etwas läßt sich Herr Kloß nicht ein. Es ist wahrhaftig so, als ob wir für diesen verwünschten Fremden kein Haus und keine Eltern haben, als ob wir als Schuljungen auf die Welt gekommen sind mit den Büchern unterm Arm, ganz erpresst um Deutsch zu lernen und uns prägen zu lassen. Ach! Ich habe zuerst auch mein tüchtiges Theil bekommen! Unsere Schneidmühle ist so weit von der Schule, und im Winter wird es so spät Tag! Schließlich, als ich alle Abende mit rothen Schwielen ankam, auf den Fingern, auf dem Rücken, überhaupt überall, da beschloß der Vater, mich in Pension zu geben; aber es ist mir doch hart angekommen, ehe ich mich gewöhnte.

Nämlich bei Herrn Kloß haben die Pensionäre auch noch die Frau Kloß auf dem Halse, die noch bössartiger ist wie er, und dann eine Menge kleine Klöße, die auf allen Treppen herumlaufen und Einem zurufen, daß alle Franzosen Dummköpfe sind, alle Dummköpfe. Zum Glück brachte mir meine Mutter des Sonntags, wenn sie mich besuchte, immer zu essen mit, und da diese Menschen alle Ledermäuler sind, so ging es mir ganz gut im Hause.

Einer, den ich von ganzem Herzen bedauere, das ist zum Beispiel Kaspar Henin. Er schläft gleichfalls in der kleinen Kammer unter den Biegeln. Seit zwei Jahren ist er verwaist, und sein Onkel, welcher Müller ist, hat ihn dann, um ihn los zu werden, gleich in die Schule gesteckt. Als er ankam, war er ein kräftiger zehnjähriger Junge, der ganz gut für fünfzehn gelten konnte, gewohnt, den ganzen Tag in der freien Luft herum zu laufen und zu spielen, ohne sich um das Lesen lernen den Kopf zu zerbrechen. In der ersten Zeit that er auch nichts weiter als weinen und heulen, wie ein Schloßhund; aber er war ein herzenguter Junge und seine Augen waren so sanft, wie bei einem Mädchen. Herr Hamel, unser alter Lehrer, hatte ihn durch Geduld zahn gemacht, und wenn er einen kleinen Weg in der Umgegend zu besorgen hatte, so schickte er Kaspar, der ganz glücklich war, wenn er im Freien sein konnte, in jedem Bache herumpatschte und sich die Sonne in sein braunes Gesicht brennen ließ. Bei Herrn Kloß hatte sich das alles geändert.

Der arme Kaspar, dem es schon so viel Kopfschmerzen machte, hinter das Französische zu kommen, hat niemals ein Wort vom Deutschen lernen können. Er häßelt ganze Stunden an derselben Delineation, man merkt an seinen gerunzelten Augenbrauen, daß es mehr Weidwerk und Bohn, als Aufmerksamkeit ist. Bei jeder Lektion wiederholt sich dieselbe Szene: „Kaspar Henin, aufstehen!“ Henin steht auf und hängt das Maul, wiegt sich auf seinem Pult und legt sich wieder hin, ohne ein Wort zu sagen. Dann prügelt ihn der Schulmeister, und Frau Kloß giebt ihm nichts zu essen. Aber deshalb lernt er doch nicht schneller. Ist des Abends, wenn wir in unser kleines Zimmer hinaufgehen, habe ich zu ihm gesagt: „Weine doch nicht, Kaspar, mach's so wie ich. Lerne Deutsch lesen, denn diese Leute sind sehr stark“. Aber

er antwortete immer: „Nein, ich will nicht, ich will weg, ich will nach Hause“. Das war sein beständiger Gedanke.

Seine Schamhaftigkeit von früher war noch stärker wieder gekommen, und des Morgens früh, wenn ich ihn auf seinem Bett sitzen sah mit starren Augen, so wußte ich, daß er an die Mühle dachte, wenn er um diese Zeit aufwachte und an das schöne Vächelchen, in dem er als Kind immer herumgepatst hatte. Das zog ihn aus der Ferne her an, und die Rohheiten des Schulmeisters trieben ihn nur noch mehr nach Hause und machten ihn ganz wild. Zuweilen, wenn er Prügel bekommen hatte, und ich seine blauen Augen von Born funkeln sah, so sagte ich mir, daß ich an der Stelle von Herrn Kloß mich vor diesem Blick fürchten würde. Aber dieser Teufel von Kloß fürchtet sich vor nichts. Außer den Prügeln und dem Hungern hat er noch den Karzer erfunden, und Kaspar kommt fast nicht mehr heraus. Trotzdem nahm man ihn am letzten Sonntag, da er seit zwei Monaten nicht an die Luft gekommen war, mit auf die Dorfwiese vor dem Dorfe.

Es war herrliches Wetter und wir liefen aus Leibekräften auf den großen Sandtollen herum und freuten uns über den frischen Nordwind, der uns an den Schnee und an die Glitschen im Winter erinnerte. Wie immer hielt sich Kaspar abseits am Saum des Gehölzes, indem er in den Blättern wühlte und kleine Zweige abbrach und ganz allein für sich spielte. Als wir zusammentraten, um wieder nach Hause zu gehen, fehlte Kaspar. Man sucht ihn, man ruft ihn. Er war entwischt. Da hätte man die Wuth von Herrn Kloß sehen müssen! Sein böses Gesicht wurde puterroth und er stotterte vor Wuth in deutschen Flächen. Wir waren zufrieden. Nachdem er dann die andern in das Dorf zurückgeschickt hatte, nahm er zwei Große mit, mich und einen andern, und wir machten uns auf nach der Mühle Henin. Es wurde Nacht. Ueberall die Häuser geschlossen, die gemüthliche Sonntagseruhe beim warmen Feuer, ein dünner Lichtschimmer glänzte auf dem Weg, und ich dachte, daß man um diese Zeit schon zu Tische und in Ruhe sein müßte.

Bei Henins war die Mühle abgestellt, der Zaun geschlossen, und alles zu Hause, Thiere und Menschen. Als der Knecht uns öffnete, wieherten die Pferde und die Säse blöten in ihrem Stroh; und auf den Hühnerstangen hörte man Flügelschlagen und Krähen vor Furcht, als wenn dieses kleine Völkchen Herrn Kloß erkannt hätte. Die Leute aus der Mühle sahen hinten in der Küche zu Tische; es war eine große Küche, und so hübsch warm, und es blühter und blinkerte alles darin, von den Uhrgehäusen bis zu den Kesseln. Zwischen dem Müller Henin und seiner Frau sah Kaspar oben am Tische mit dem zufriedenen Gesicht eines Kindes, das ganz glücklich ist, gehätschelt und getötschelt.

Als Grund für seine Anwesenheit hatte er ein Fest irgend eines Erzherzogs erfunden, einen preussischen Feiertag, und man war eben dabei, seine Ankunft zu feiern. Als der Unglückliche Herrn Kloß bemerkte, sah er sich um und suchte eine offene Thür, um zu entweichen, aber die eiserne Hand des Schulmeisters legte sich auf seine Schulter und in einem Augenblick hatte der Onkel erfahren, daß er entwischt war. Kaspar hielt den Kopf hoch und hatte nicht mehr das beschämte Ansehen eines ertappten Schuljungen. Pöblich konnte er sprechen, der doch sonst so selten den Mund aufthat: Ja wohl, ich bin entwischt! Ich will nicht mehr zur Schule gehen! Ich lehne das Deutsche nicht, das ist eine Räuber- und Mörder-sprache, Ich will französisch sprechen, wie mein Vater und meine Mutter. Er zitterte, er sah schrecklich aus.

„Schweig, Kaspar!“ sagte der Onkel. Aber nichts konnte ihn aufhalten. „Gut — gut — laßt nur — wir holen ihn mit den Gensdarmen“, grinst Herr Kloß. Auf dem Tisch lag ein großes Messer; Kaspar ergriff es mit einer schrecklichen Bewegung, sodaß der Schulmeister zurückwich.

„Gut, bringen Sie die Gensdarmen“. Onkel Henin, der Furcht hatte, warf sich auf seinen Kneffen, riß ihm das Messer aus den Händen und dann sah ich etwas scheußliches. Da Kaspar immer schrie: „Ich gehe nicht, ich gehe nicht!“ so band man ihn. Der Unglückliche biß schäumte und rief seine Tante an, die zitternd und weinend aufgestanden war. Dann, während man den Bankwagen anspannte, lud uns der Onkel zum Essen. Ich hatte keinen Hunger, das kann man sich denken; aber Herr Kloß fraß, und die ganze Zeit über entschuldigte sich der Müller immer wegen der Beleidigungen, die Kaspar gegen ihn und Se. Majestät den deutschen Kaiser ausgestoßen hatte. Er hatte nämlich Furcht vor den Gensdarmen!

Welche traurige Rückkehr! Kaspar lag hinten im Wagen auf Stroh, wie ein krankes Schaf und sprach kein Wort. Ich glaubte, er sei eingeschlafen, ermüdet durch so viel Bornausbrüche und Thränen, und ich dachte, daß er sehr frieren müßte, so wie er war, im bloßen Kopf und ohne Ueberzieher. Aber ich wagte nichts zu sagen, aus Furcht vor dem Schulmeister. Der Regen war kaltend. Herr Kloß, seine Klappmütze bis über die Ohren gezogen, klätschelte das Pferd und sang. Das Sternlicht zitterte im Winde und wir gingen weiter,

weiter auf dem weißen und hartgefrorenen Weg. Wir waren schon weit von der Mühle; man hörte fast nur noch das Brausen an der Schleuse; plötzlich erdarte unten aus der Karre eine schwache, weinerliche flehende Stimme, und diese Stimme sagte in unserm Elsaß Platt: „Loffo mi fort gen, Herr Kloß“. Es war so traurig, daß mir die Thränen in die Augen kamen. Herr Kloß lachte höhnisch und fuhr fort zu singen und auf sein Thier zu schlagen.

Nach kurzer Zeit begann die Stimme wieder: „Loffo mi fort gen, Herr Kloß“ und immer derselbe leise, schwache ausdruckslose Ton. Armer Kaspar! Man hätte meinen können, daß er ein Gebet herjagte.

Endlich hielt das Gefährt. Wir waren angekommen. Frau Kloß wartete vor der Schule mit einer Laterne und sie war so erbost auf Kaspar Henin, daß sie Luft hatte, ihn zu schlagen. Aber der Preussien hinderte sie daran, indem er mit einem häßlichen Grinsen sagte: „Wir wollen seine Rechnung morgen ins Reine bringen — für heute Abend ist es genug“.

O, er hatte genug, der unglückliche Junge! Seine Zähne klapperten, er zitterte vor Fieber. Man mußte ihn zu Bett bringen. Und auch ich habe diese Nacht das Fieber gehabt, glaube ich; immer fühlte ich die Stöße des Wagens und hörte meinen armen Freund mit seiner jauchsten Stimme flehen: „Lassen Sie mich gehen, Herr Kloß!“

Der Großvater.

Aus dem Russischen von B. N.

(Schluß).

Ist Ihnen besser, Papa? — fragte die Mutter. — In ihrer Stimme zitterten Thränen.

Nein, — antwortete dieser abgedrohen und im Flüstertone, — mir ist nicht besser, mein Kind! Ich mache mich auf die Reise nach dem Cystum. . . Meine Mutter führte das Taschentuch zu den Augen.

Der Großvater zog sanft ihre Hand fort und schaute sie lange und durchdringend an.

Es entstand ein längeres Schweigen.

Laß das nur, Lisa — sagte mein Großvater, — laß das nur mein Kind! Solch ein unnützes Möbel, wie mich, beweint man nicht. Alles hat ein Ende. Du hast um wen dich zu kümmern. (Er zeigte nach mir hin.) Hier, die junge Generation! Erzieht ihn, wie Ihr wollt, doch höret auf meinem lehen Willen: Laßt das menschliche Herz in ihm nicht verdorren.

Die Worte meines Großvaters prägten sich meinem Gedächtniß ein und ich erinnere mich ihrer bis auf den heutigen Tag wörtlich. Erinnere mich ihrer vielleicht, weil sobald es der Großvater gesagt hatte, meine Mutter zu schluchzen begann und ihr Haupt an seine Brust lehnte.

Ich weiß, ich weiß, er ist ein rauher Mensch, — flüsterte der Großvater, — aber der Achtung und Liebe werth. . . Liebe ihn! . . .

Er streichelte der Mutter, wie einem kleinen Kinde den Kopf, brachte die Haare in Ordnung, ihren Ohring in die richtige Lage und sie an's Kinn fassend, richtete er ihr von Thränen nasses Antlitz in die Höhe.

Weißt du, meine Liebe, womit ich jetzt beschäftigt bin? — sagte er lächelnd, — ich philosophire, mein Kind. Ich liege immer da und denke: Welch' unvollkommenes Nachwerk ist doch der Mensch! Mit dem Gedanken, dem Verstande umfaßt Du das Schicksal der ganzen Welt, Du brauchst aber nur krank zu werden, so gewinnt gleich das Physische die Oberhand. Du liegst da, schnarchst, ächzt, wirst abergläubisch, glaubst an Träume, an jeden Unsinn. Wie ich mich bestimme, war ich nur zweimal im Leben krank, — jetzt zum dritten Mal. Mir sieht noch der Traum, den ich vor meiner Krankheit hatte, vor Augen. Ich träumte von Wascha. Mir war, als wollte ich ihn vor den Schlitten spannen, er wiederlegte sich, ergab sich nicht. Ich sagte ihm drei Mal: „brrr, brrr, brrr!“ Pöblich antwortete er mit menschlicher Stimme: „Sieh' zu Iwan Kornilitsch, — das erste Mal war es — brrr, das zweite Mal — brrr, das dritte Mal wird es nicht mehr brrr sein! und verschwand. Ich erwachte. Zum ersten Mal im Leben wurde mir schrecklich, fürchterlich zu Muthe. . .

Die Erzählung des Großvaters machte einen tiefen Eindruck auf meine Mutter: sie erblähte plötzlich, die Augen erweiterten sich, die Lippen erzitterten.

Ausfuchtertraum! — spöttelte der Großvater, — liegt da und da Du nichts zu thun hast, erinnerst Du Dich des Vergangenen — auch Wascha fiel mir ein. Ich liebte dieses Pferd sehr. . . Nun, das kann man wohl verstehen.

Der uns begleitende Wächter trat näher und sagte, daß es Zeit wäre fortzugehen. Die Mutter erhob sich, näherte sich dem Großvater, fiel ihm um den Hals und schmeigte sich ärtlich an ihn. Ich hörte ihr dumpfes Schluchzen. Unser Begleiter bestand darauf, daß wir gingen. Als meine Mutter mir das Antlitz zuwandte, las ich auf demselben den Ausdruck eines solchen Schmerzes, einer solchen Seelenqual, daß sich mein Herz zusammenzog und auch ich zu weinen begann.

Der Großvater lag ruhig da. Nur die dichten, schwarzen Brauen schienen sich noch tiefer auf die Augen herabzuheben und ein kaum merkliches Zittern durchzuckte die Mundwinkel.

Nach einigen Tagen erfuhr ich, daß der Großvater gestorben sei. Wie und wo man ihn begraben, erfuhr ich nicht.

Viele Jahre verflossen. Ich war bereits Student. Es fiel ein Ereignis bei uns vor, welches meine Nerven furchtbar erschütterte und mich tief empörte. Ich sprach weder mit dem Vater, noch mit der Mutter darüber. Mein Vater hörte in dessen durch das Stadtgespräch von dieser Sache und sprach beim Mittag seine Meinung darüber aus, ganz entgegengesetzt derjenigen, wie ich sie mir gebildet. Ich ersuchte in mir den Wunsch, ihm zu antworten, doch muß mich wohl der Ausdruck meines Gesichtes verrathen haben, denn kaum hatte ich Zeit gehabt, zur Thüre zu gelangen, als ich die laute Bemerkung meines Vaters hörte:

„Das fehlt noch, daß er mir in die Fußtapfen seines Großvaters tritt.“

Weiter sagte er nichts; er war von Natur ein ruhiger Mensch. Die Generation, zu der ich gehörte, lernte es, vernünftig zu sein. Sie regt sich im Innern auf, aber auch nur in seltenen Momenten seelischer Erhellung.

Die Bourgeoisie und die Contre-Revolution

von Karl Marx.

Abdruck aus Nr. 165, 169, 170, 185 der „Neuen Rhein. Zig.“ III.

Der Vereinbarung der Bourgeoisie mit der Krone, davon war sie überzeugt, dem Markten der Bourgeoisie mit dem alten, in sein Schicksal ergebenen Staate, stand offenbar nur noch ein Hindernis im Wege, ein einziges Hindernis, das Volk — puer robustus sed malitiosus, wie Hobbes sagt. Das Volk und die Revolution!

Die Revolution war der Rechtstitel des Volkes; auf die Revolution gründete es seine unzweifelhaften Ansprüche. Die Revolution war der Wechsel, den es auf die Bourgeoisie gezogen hatte. Durch die Revolution war die Bourgeoisie zur Herrschaft gelangt. Mit dem Tode ihrer Herrschaft war der Verfall dieses Wechsels angebrochen. Die Bourgeoisie mußte gegen den Wechsel Protest einlegen.

Die Revolution — das bedeutete im Munde des Volkes: Ihr Bourgeois seid das Comité du salut public, der Wohlfahrtsausschuß, dem wir die Herrschaft in die Hand gegeben, nicht damit ihr euch über eure Interessen mit der Krone vereinbart, sondern damit ihr gegen die Krone unsere Interessen, die Interessen des Volkes, durchsetzt.

Die Revolution war der Protest des Volkes gegen die Vereinbarung der Bourgeoisie mit der Krone. Die mit der Krone sich vereinbarende Bourgeoisie mußte also protestieren gegen — die Revolution. Und das geschah unter dem großen Camphausen. Die Märzrevolution wurde nicht anerkannt. Die Berliner Nationalrepräsentation konstituierte sich als Repräsentation der preussischen Bourgeoisie, als Vereinbarerversammlung, indem sie den Antrag auf Anerkennung der Märzrevolution verwarf.

Sie machte das Geschehene ungeschehen. Sie proklamirte es laut vor dem preussischen Volke, daß es sich mit der Bourgeoisie nie vereinbart, um gegen die Krone zu revolutioniren, sondern daß es revolutionirt, damit sich die Krone mit der Bourgeoisie gegen es selbst vereinbare! So war der Rechtstitel des revolutionären Volkes vernichtet und der Rechtsboden der konservativen Bourgeoisie gewonnen.

Der Rechtsboden!
Brüggemann, und durch ihn die „Kölnische Zeitung“, haben so viel geplaudert, gefabelt, gewimmert vom „Rechtsboden“, so oft den „Rechtsboden“ verloren, wiedergewonnen, den Rechtsboden durchlöchert, gestiftet, von Berlin nach Frankfurt, von Frankfurt nach Berlin geschleudert, vereengt, ausgedehnt, aus einem einfachen Boden in einen getäfelten Boden, aus einem getäfelten Boden in einen Doppelboden — bekanntlich ein Hauptwerkzeug der schauspielenden Kosmotours — aus einem Doppelboden in eine bodenlose Fallthüre verwandelt, daß der Rechtsboden sich für unsere Leser mit Recht schließlich in den Boden der „Kölnischen Zeitung“ verwandelt hat, daß sie das Schiboleth der preussischen Bourgeoisie mit dem Privatschiboleth des Herrn Joseph Dumont, einen notwendigen Einfall der preussischen Weltgeschichte mit einer willkürlichen Marotte der „Kölnischen Zeitung“ verwechseln können und im Rechtsboden nur noch den Boden sehen, auf dem die „Kölnische Zeitung“ wächst.

Der Rechtsboden und zwar der preussische Rechtsboden!

Der Rechtsboden, auf dem sich nach dem März der Ritter der großen Debatte Camphausen das wiedererweckte Gespenst des Vereinigten Landtags und die Vereinbarerversammlung bewegen, ist er das Konstitutionsgesetz von 1815, oder das Landtagsgesetz von 1820, oder das Patent von 1847, oder das Wahl- und das Vereinbarergesetz vom 8. April 1848?

Nichts von alledem.
Der „Rechtsboden“ bedeutete einfach, daß die Revolution ihren Boden nicht gewonnen und die alte Gesellschaft ihren Boden nicht verloren habe, daß die März-

revolution nur ein „Ereignis“ sei, welches den „Anstoß“ zu der längst innerhalb des alten preussischen Staats vorbereiteten „Verständigung“ zwischen dem Throne und der Bourgeoisie gegeben, deren Bedürfnis die Krone selbst in früheren allerhöchsten Erlassen schon ausgesprochen und nur vor dem März für nicht „dringlich“ erachtet habe. Der „Rechtsboden“ bedeutete mit einem Worte, daß die Bourgeoisie nach dem März mit der Krone auf demselben Fuße unterhandeln wolle, wie vor dem März, als ob gar keine Revolution stattgefunden und der Vereinigte Landtag ohne die Revolution sein Ziel erreicht hätte. Der „Rechtsboden“ bedeutete, daß der Rechtstitel des Volkes, die Revolution, in dem contrat social zwischen Regierung und Bourgeoisie nicht existire. Die Bourgeoisie leitete ihre Ansprüche aus der alt-preussischen Gesetzgebung her, damit das Volk keine Ansprüche aus der neupreussischen Revolution herleite.

Es versteht sich, daß die ideologischen Erretins der Bourgeoisie, ihre Zeitungsschreiber u. dgl., diese Beschönigung des Bourgeoisieinteresses für das eigentliche Interesse der Bourgeoisie ausgeben und als solches sich und andern einbilden mußten. Im Kopie eines Brüggemann verwandelte sich die Phrase des Rechtsbodens in eine wirkliche Substanz.

Das Ministerium Camphausen hatte seine Aufgabe gelöst, die Aufgabe der Vermittlung und des Uebergangs. Er bildete nämlich die Vermittlung zwischen der auf den Volksschultern emporgehobenen Bourgeoisie, und der Bourgeoisie, die nicht mehr der Volksschultern bedurfte, zwischen der Bourgeoisie, welche scheinbar das Volk der Krone und der Bourgeoisie, die wirklich die Krone dem Volke gegenüber vertrat; zwischen der Bourgeoisie, die sich von der Revolution loslöschte und der Bourgeoisie, die als Kern der Revolution herausgeschält war.

Seiner Rolle gemäß beschränkte sich das Ministerium Camphausen in jungfräulicher Schamhaftigkeit auf den passiven Widerstand gegen die Revolution.

Es verwarf sie zwar in der Theorie, aber in der Praxis sträubte es sich nur gegen ihre Anmuthungen und duldete nur die Rekonstitution der alten Staatsgewalten.

Die Bourgeoisie glaubte unterdeß auf dem Punkte angelangt zu sein, wo der passive Widerstand in aktiven Angriff übergehen müsse. Das Ministerium Camphausen trat ab, nicht weil es diesen oder jenen Mißgriff begangen, sondern aus dem einfachen Grunde, weil es das erste Ministerium nach der Märzrevolution, weil es das Ministerium der Märzrevolution war und seinem Ursprung gemäß den Repräsentanten der Bourgeoisie noch unter dem Volksbittator verstecken mußte. Diese seine zweideutige Entstehung und sein doppel-sinniger Charakter legten ihm noch gewisse Konvenanzen, Rücksichte und Rücksichten gegen das souveräne Volk auf, die der Bourgeoisie lästig wurden, die ein zweites direkt aus der Vereinbarerversammlung hervorgegangenes Ministerium nicht mehr zu beobachten hatte.

Sein Rücktritt war daher ein Räthsel für die Wirthschaftspolitiker. Das Ministerium der That, das Ministerium Hansemann folgte ihm, weil die Bourgeoisie aus der Periode des passiven Verraths des Volkes an die Krone in die Periode der aktiven Unterwerfung des Volkes unter ihre mit der Krone vereinbarte Herrschaft überzugehen gedachte. Das Ministerium der That war das zweite Ministerium nach der Märzrevolution. Das war sein ganzes Geheimniß.

„Meine Herren! In Geldfragen hört die Gemüthlichkeit auf!“

In diesen sechs Worten resumirte Hansemann den ganzen vereinigten Landtagsliberalismus. Dieser Mann war der notwendige Chef des aus der Vereinbarerversammlung selbst hervorgegangenen Ministeriums, des Ministeriums, welches den passiven Widerstand gegen das Volk in thätigen Angriff auf das Volk verwandeln sollte, des Ministeriums der That.

In keinem preussischen Ministerium so viel bürgerliche Namen! Hansemann, Wilde, Märker, Kühlwetter, Gierke! Selbst die hoffähige Etiquette dieses Ministeriums, v. Auerswald, gehörte dem liberalen, d. h. der Bourgeoisie huldigenden Adel der Königsberger Opposition an. Roth von Schreckenstein allein vertrat unter der Kanaille den alten bureaukratischen preussischen Feudaladel. Roth von Schreckenstein! Ueberlebender Titel eines verloren gegangenen Häubler- und Mitterromans des seligen Hildebrand! Aber Roth von Schreckenstein war nur die feudale Einfassung des bürgerlichen Juwels. Roth von Schreckenstein, mitten in dem bürgerlichen Ministerium, besaß in Riesenbuchstaben: Die preussische Feudalität, Armees, Bureaucratie folgen dem neu aufgegangenen Sterne des preussischen Bürgerthums. Ihm haben sich diese Gewaltigen zur Verfügung gestellt und das Bürgerthum pflanzt sie vor seinen Thoren, wie man auf alten heraldischen Sinnbildern hören vor die Volksherrscher aufpflanzte. Roth von Schreckenstein soll nur der Vär des bürgerlichen Ministeriums sein.

Am 26. Juni stellte sich das Ministerium Hansemann der Nationalversammlung vor. Mit dem Juli erit beginnt seine ernsthaftige Existenz. Die Junirevolution war der Hintergrund des Ministeriums der That, wie die Februarrevolution der Hintergrund des Ministeriums der Vermittlung.

Die preussische Bourgeoisie exploitirte gegen das

Volk den blutigen Sieg der Pariser Bourgeoisie über das Pariser Proletariat, wie die preussische Krone den blutigen Sieg der Kroaten zu Wien gegen die Bourgeoisie exploitirte. Die Wehen der preussischen Bourgeoisie nach dem österreichischen November sind die Abrechnung für die Wehen des preussischen Volkes nach dem französischen Juni. In ihrer kurzfristigen Engherzigkeit verwechselten sich die deutschen Spießbürger mit der französischen Bourgeoisie. Sie hatten keinen Thron umgeworfen, sie hatten nicht die feudale Gesellschaft, viel weniger ihren letzten Rest beseitigt, sie hatten keine von ihnen selbst geschaffene Gesellschaft zu behaupten. Sie glaubten nach dem Juni, wie nach dem Februar, wie seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts, wie im 18. Jahrhundert, in ihrer angestammten pflügg-profitwüthigen Weise aus fremder Arbeit drei Viertel Profit ziehen zu können. Sie ahnten nicht, daß hinter dem französischen Juni der österreichische November und hinter dem österreichischen November der preussische Dezember lauerte. Sie ahnten nicht, daß wenn in Frankreich die Throne zerstückelnde Bourgeoisie nur noch einen einzigen Feind vor sich erblickte, das Proletariat — die preussische, mit der Krone ringende Bourgeoisie nur noch einen einzigen Bundesgenossen besaß — das Volk. Nicht als wenn beide keine feindlich entgegengesetzte Interessen besäßen. Wohl aber, weil dasselbe Interesse gegen eine dritte, sie gleich niederdrückende Macht beide noch zusammenschmiedete.

Das Ministerium Hansemann betrachtete sich als ein Ministerium der Junirevolution. Und in jeder preussischen Stadt verwandelten sich die Spießbürger den „rothen Häubler“ gegenüber in „honette Republikaner“ — wobei sie nicht aufhörten, ehrbare Royalisten zu sein und gelegentlich übersehen, daß ihre „Rothen“ — weiß-schwarze Kofarden trugen.

In seiner Thronrede vom 26. Juni machte Hansemann kurzen Prozeß mit Camphausens mysteriös-nehelhafter „Monarchie auf breiterer demokratischer Grundlage“.

„Konstitutionelle Monarchie auf Grundlage des Zweikammersystems und die gemeinschaftliche Ausübung der gesetzgebenden Macht durch beide Kammeru und die Krone“ — auf diese trodene Formel führte er den ahnungsschweren Spruch seines begeisterten Vorgängers zurück.

„Abänderung der nothwendigsten mit der neuen Staatsverfassung nicht zu vereinbarenden Verhältnisse. Befreiung des Eigenthums von den Fesseln, welche dessen vortheilhafte Benutzung in einem großen Theile der Monarchie lähmen, Reorganisation der Rechtspflege, Reformation der Steuererhebung, namentlich Abschaffung der Steuerbefreiungen u. s. w.“ und vor allem „Stärkung“ der Staatsgewalt nothwendig zum Schutze der (von den Bürgern) erworbenen Freiheit gegen Reaction (Ausbeutung der Freiheit im Interesse der Feudalen) und Anarchie (Ausbeutung der Freiheit im Volksinteresse) und zur Wiederherstellung des gestörten Vertrauens“ — das war das ministerielle Programm, das war das Programm der zum Ministerium gelangten preussischen Bourgeoisie, deren klassischer Repräsentant Hansemann ist.

Auf dem „Vereinigten Landtage war Hansemann der erbitterte und cynische Widersacher des Vertrauens, denn — „Meine Herren! In Geldfragen hört die Gemüthlichkeit auf.“ Am Ministerium proklamirte Hansemann als erste Nothwendigkeit die „Wiederherstellung des gestörten Vertrauens“, denn — diesmal wandte er sich zum Volke, wie damals zum Thron — denn „Meine Herren! In Geldfragen hört die Gemüthlichkeit auf.“ Damals handelte es sich um das Vertrauen, das Geld giebt, diesmal um das Vertrauen, das Geld macht; dort um das feudale Vertrauen, das treuergebene Vertrauen in Gott, König und Vaterland, hier um das bürgerliche Vertrauen, das Vertrauen in den Handel und Wandel, in die Verzinsung des Kapitals, in die Zahlungsfähigkeit der Geschäftsfreunde, um das kommerzielle Vertrauen, nicht um Glaube, Liebe, Hoffnung, sondern um den Kredit.

„Wiederherstellung des gestörten Vertrauens!“ In diesen Worten sprach Hansemann die fixe Idee der preussischen Bourgeoisie aus.

Der Kredit beruht auf der Sicherheit, daß die Exploitation der Lohnarbeit durch das Kapital, des Proletariats durch die Bourgeoisie der Kleinbürger durch die Großbürger in herkömmlicher Weise fort dauert. Jede politische Regung des Proletariats welcher Natur auch, sie sei denn unmittelbar durch die Bourgeoisie kommandirt, stört also das Vertrauen, den Kredit. „Wiederherstellung des gestörten Vertrauens!“ hieß also im Munde Hansemanns: „Unterdrückung jeder politischen Regung im Proletariat und in allen Schichten der Gesellschaft, deren Interesse nicht direkt mit dem Interesse der ihrer Meinung nach am Staatsruder befindlichen Klasse zusammenfallen.“

Nicht neben die „Herstellung des gestörten Vertrauens“ stellte Hansemann daher die „Stärkung der Staatsmacht“. Er irrte sich nur in der Natur dieser „Staatsmacht“. Er glaubte die dem Kredit dem bürgerlichen Vertrauen dienende Staatsmacht zu stärken und er stärkte nur die Staatsmacht, die Vertrauen verlangt und im Nothfall mit Kartäthen ertrugt, weil sie keinen Kredit besitz. Er wollte mit den Produktionskosten der bürgerlichen Herrschaft knudern und belästete die Bourgeoisie mit den unerjährligen Millionen welche die Restauration der preussischen Feudal-Herrschaft kostet.

Den Arbeitern gegenüber erklärte sich Hansemann sehr bündig: Er habe ein großes Heilmittel für sie in der Tasche. Ehe er es herausholen könne, müsse aber vor Allem das „gestörte Vertrauen“ wiederhergestellt sein. Um das Vertrauen herzustellen, müsse die Arbeiterklasse ihrem Politisieren und Einmischen in Staatsdinge ein Ende machen und in ihre alten Gewohnheiten zurückkehren. Folge sie seinem Rathe, sei das Vertrauen wieder hergestellt, so sei das geheimnißvolle große Heilmittel jedenfalls wirksam, schon deswegen, weil es nicht mehr nötig und nicht mehr anwendbar sei, denn in diesem Falle war ja die Krankheit, die Störung der bürgerlichen Ordnung beseitigt. Und wozu Heilmittel, wo keine Krankheit? Beharre aber das Volk auf seinem Kopfe — nun gut, so werde er die „Staatsmacht“ stärken, die Polizei, die Arme, die Gerichte, die Bureaucratie, er werde ihm seine Bären auf den Hals heben, denn das „Vertrauen“ sei zur „Geldfrage“ geworden und: Meine Herren! In Geldfragen hört die Gemüthlichkeit auf!

So sehr Hansemann auch lächeln mag, sein Programm war ein eheliches Programm, ein braugemeintes Programm.

Er wollte die Staatsmacht stärken, nicht nur gegen die Anarchie, d. h. gegen das Volk, er wollte sie auch stärken gegen die Reaktion, d. h. gegen die Krone und die feudalen Interessen, so weit sie dem „nothwendigsten“ d. h. den bescheidensten politischen Präzessionen der Bourgeoisie gegenüber sich durchzusetzen versuchen sollten.

Das Ministerium der That war seiner ganzen Zusammensetzung nach schon ein Protest gegen diese „Reaktion“.

Vor allen früheren preussischen Ministerien zeichnete es sich nämlich dadurch aus, daß ein wirklicher Ministerpräsident der Finanzminister war. Der preussische Staat hatte Jahrhunderte lang aufs sorgfältigste verheimlicht, daß Krieg und Inneres und auswärtige Angelegenheiten und Kirchen- und Schulsachen und sogar das königliche Hausministerium und Glaube, Liebe und Hoffnung den profanen Finanzen untergeordnet sind. Das Ministerium der That stellte diese verdrücklich-bürgerliche Wahrheit an seine Spitze, indem es Herrn Hansemann an seine Spitze stellte, den Mann, dessen ministerielles Programm gleich einem Oppositionsprogramme sich dahin resümirte: „Meine Herren! In Geldfragen hört die Gemüthlichkeit auf.“

Die Monarchie war in Preußen zu einer „Geldfrage“ geworden. (Schluß folgt).

Zur sozialen Lage der Handlungsgehilfen.

II.

In Deutschland liegen Erhebungen über die Lage des kaufmännischen Personals nur in Sachen der Sonntagsarbeit vor. Sie sind anlässlich der deutschen Enquete über die Beschäftigung gewerblicher Arbeiter an Sonn- und Festtagen angestellt und 1887 vom Reichsamt des Innern publiziert worden.

Danach hat die „regelmäßige und dauernde Sonntagsarbeit“ von allen Branchen gerade „im Handel ihre größte Ausdehnung“ (Worte des amtlichen Generalberichts). Und zwar wird noch dazu „überwiegend die gesammte Arbeiterschaft im Kleinhandel (zur Sonntagsarbeit) herangezogen“. In größeren Geschäften wird am Sonntag meist nur ein Theil des kaufmännischen Hilfspersonals in Anspruch genommen, aber auch hier müssen alle ans Werk, „wenn das Geschäft auf solche Weise der Bevölkerung angewiesen ist, welche erfahrungsgemäß den Sonntag zu Einkäufen zu benutzen pflegen.“

Ganz besonders lang ist die sonntägliche Ladenarbeit in den Kolonialwaarenhandlungen. So sind z. B. die meisten Geschäfte dieser Branche in Berlin Sonntags von 6 Uhr Morgens bis gegen 11 Uhr Abends geöffnet. Ähnliches wird aus Provinzstädten berichtet. So behauptet der Gehilfe eines Tabakgeschäfts in Düsseldorf, daß er innerhalb fünf Monaten nur einen freien Sonntagnachmittag und auch keinen Ertrag in der Woche gehabt habe, ein anderer in Baden giebt an, daß er nur alle drei Wochen am Sonntage von 9 bis 1/12 zum Kirchenbesuch freie Zeit erhalte.

Wenn es also Wochentags in unsern Detailgeschäften nur ebenso zugeht wie in England, haben es unsere Gehilfen doch noch schlimmer, weil sie mehr oder weniger auch am Sonntage in Anspruch genommen werden, was in England — von der allerersten Morgenstunde abgesehen, wegen der strengen allgemeinen Sonntagsheiligung nicht möglich ist.

Andererseits giebt es als rühmliche Ausnahme auch bei uns Städte, in denen die Sonntagsruhe theilweise durchgeführt ist, so in Charlottenburg, in Oldenburg, in Heidenheim und Kirchheim (Württemberg) und einigen anderen; in den meisten Städten aber ist die frühere Schließung der Läden, wegen der Uneinigkeit der Konkurrenten, vergeblich angestrebt worden.

Eigenartig liegen die Verhältnisse in den Geschäften, deren Inhaber orthodoxe Juden sind. Hier ist am Sonnabend das Hilfspersonal völlig frei von Arbeit. Infolge dessen wollen aber solche Kaufleute nur höchst ungern sich zur Gewährung von Sonntagsruhe verziehen.

Das sind im knappen Umriß die tatsächlichen Ergebnisse der reichsamtlichen Ermittlungen über die Sonntagsruhe. — Da dieses aber die einzige eingehendere Untersuchung über die einschlägigen Verhältnisse in Deutsch-

land ist, so dürften die — allerdings nicht sehr umfangreichen — Resultate, welche in einer größeren Handelsstadt Preußens, in Posen, an Ort und Stelle durch Verfragung möglichst vieler Kommiss der dortigen Geschäfte ermittelt sind, wohl interessieren. Wir greifen die Zustände in den Kolonial- und Materialwaarenengeschäften heraus.

In etwa sechs der größten Detailgeschäfte dauert die Arbeitszeit von 7 bis 9, mit einstündiger Mittagspause. In einigen Geschäften ist der ganze Sonnabend frei, da ihre Inhaber strenggläubige Juden sind; dann ist der Sonntag ein Arbeitstag wie jeder andere Wochentag; wo am Sonnabend der Laden offen ist, wird nur alle 14 Tage ein Sonntag Nachmittag freigegeben.

In den übrigen Geschäften ist der Arbeitstag noch größer; — ein Umstand, der umso mehr Beachtung verdient, als hier zwei Drittel aller Angestellten Lehrlinge, also jugendliche Arbeitskräfte, sind (Ladenmädchen kommen, außer als Kassiererinnen, in dieser Branche nicht vor). Der Arbeitstag beginnt im Sommer um 6 Uhr Morgens, im Winter um 7, und endet regelmäßig um 10 Uhr Abends, in einigen Geschäften sogar erst um 10¹/₂ oder 11 Uhr. In einer Reihe kleiner Geschäfte, die sonst um 10 Uhr Abends schließen, wird in den Wochen vor Weihnachten und Ostern, im Ganzen ca. 4 Wochen im Jahre, regelmäßig bis 11 Uhr gearbeitet. — Die Mittagspause beträgt für Diejenigen, welche beim Prinzipal Station haben, d. h. fast für Alle, 15 Minuten, für die wenigen Anderen, welche auswärtig essen, 20 bis 25 Minuten. Das ergibt also: eine fast 16—17 stündige Arbeitszeit im Sommer, eine fast 15—16 stündige im Winter, und noch dazu für das jugendliche Personal ebenso giltig wie für die Erwachsenen! — Eine ziemlich Minorität jener Geschäfte ist am Sonnabend geschlossen. Dann wird am Sonntag so, wie gewöhnlich gearbeitet. Hier können sich die Angestellten wenigstens einigermaßen von den Strapazen der Werktagsarbeit erholen. In der großen Majorität der andern Geschäfte wird dagegen bloß alle 14 Tage ein Sonntagnachmittag freigegeben.

Bombastisch noch schlechter scheint es den Hamburger Materialisten zu ergehen, von deren Ueberanstrengung der „Verein der Handlungsgehilfen in Hamburg und den Vororten“ in einer soeben beim deutschen Reichstag eingereichten Petition folgendes düstere Bild entwirft: „Die Lage der Mitglieder, der Kolonialwaaren-Handlungsgehilfen, ist eine nicht viel bessere, ja zum Theil eine wesentlich schlechtere als die der Fabrikarbeiter. . . . Dem Kolonialwaaren-Handlungsgehilfen wird fast ohne Ausnahme eine 16—18 stündige Arbeitszeit und zwar sowohl an Wochen- wie an Sonn- und Festtagen auferlegt. Als Erholung von dieser ungebührlich ausgedehnten Arbeitszeit, welche es mit sich bringt, daß der Gehilfe fortwährend auf den Beinen ist, wird außer der äußerst kurzen und fast regelmäßig unterbrochenen Mittagszeit, einmal in der Woche die Zeit von Abends 7 bis 10¹/₂ und jeden dritten Sonntag von 3 Uhr Nachmittags bis Abends 10¹/₂ Uhr zum „Ausgehen“ gewährt, welche Zeit indeß durch verschiedene Zurückhaltungen meist noch verkümmert wird. . . . Erwägt man dabei, daß der Laden, in welchem der Kommiss ca. 18 Stunden ununterbrochen thätig sein muß, selbst bei strenger Kälte nicht geheizt wird, so ergibt sich ein erschreckendes Bild von der Lage der genannten Gehilfen, gegen welche diejenige der am schlechtest gestellten Arbeiter noch beneidenswerth erscheinen dürfte. Auf gleichem, beziehentlich noch tieferem Niveau der Trostlosigkeit befindet sich der Zustand der Lehrlinge genannter Branche. Abgesehen davon, daß alles eben Besagte auch auf diese Anwendung findet, während ihre Kräfte naturgemäß nicht die gleichen sind, geht ihre Anspannung oft noch weiter, da sie sich auch jeder nicht geschäftlichen Hausarbeit unterziehen müssen. . . . Bei der seltenen Uebereinstimmung, nämlich fast aller Kolonialwaaren-Händler en détail in Hamburg, in Bezug auf die oben geschilderten Verhältnisse und Einrichtungen, bleibt dem einzelnen Gehilfen, der dagegen reklamiren würde, nichts übrig als sich zu fügen oder auf jegliche Stellung in der Branche zu verzichten.“

Die Uebelstände sind so eklatant, daß sie jüngst auf der Delegirtenversammlung rheinischer Handelskammern zu Köln einen der ersten Großkaufleute der Provinz, Herrn Geheimen Kommerzienrath v. Heimenhahl zu dem Ausspruche veranlaßten: „Die Handlungsgehilfen sind die geplattete Arbeiterklasse von der Welt; sie haben 360 Arbeitstage im Jahre.“

Ein fernerer Mißstand, der ebenfalls geeignet ist, die Abhängigkeit des Gehilfen vom Prinzipal zu illustriren, betrifft die vertragmäßige Herabminderung der gesetzlichen Kündigungsfrist. Das deutsche Handelsgesetz bestimmt darüber, daß das Dienstverhältnis zwischen dem Prinzipal und dem Handlungsdiener von jedem Theile mit Ablauf eines jeden Kalendervierteljahres nach vorgängiger sechswochentlicher Kündigung aufgehoben, daß aber durch Vertrag eine kürzere oder längere Kündigungsfrist ausgemacht werden könne. Es haben nun gerade in gewissen Großstädten viele Kaufleute sich zum Prinzipal gemacht, ausschließlich Leute mit kürzerer Kündigungsfrist — vierwöchentlich, vierzehn-, ja drei- und einwöchentlich — anzustellen. Offenbar kalkuliren sie folgendermaßen: zu dem Kommiss, über dessen Haupt stets das Damoklesschwert der sofortigen Entlassung schwebt, wird bei der Schwierigkeit, im Augenblick anderweitig Stellung zu bekommen, ganz

besonders fleißig, aufmerksam und zuvorkommend sein.

Bielleicht der stärkste Beweis für das Elend der Handlungsgehilfen wird durch die Art geliefert, wie die Bestimmung des Handelsgesetzbuches (§ 60), daß ein Gehilfe, welcher durch unverschuldetes Unglück an der Leistung seines Dienstes zeitweise verhindert wird, dadurch seiner Ansprüche auf Gehalt und Unterhalt nicht verlustig geht, jedoch auf diese Vergünstigung nur für die Dauer von sechs Wochen Anspruch hat, von den Prinzipalen umgangen wird. Wenn die Kündigungsfrist kontraktmäßig verkürzt ist, braucht der Geschäftsinhaber dem Kranken Gehilfen nur zu kündigen, und er ist, nach dem hierdurch erfolgten Ausscheiden des Gehilfen aus seinem Dienste, aller Verpflichtungen gegen ihn ledig. Diese Verächtigung wird auch thatsächlich von den Prinzipalen rücksichtslos ausgeübt, wie jüngst erst eine Petition des Königsberger kaufmännischen Vereins an den dortigen Magistrat und ein amtlicher städtischer Bericht in Frankfurt a. M. gezeigt haben.

Ein ganz besonderer Mißstand ist die übermäßige Stellungslosigkeit. Da wird z. B. im Jahre 1885 ein Ausweis der Arbeiterkolonie Wilhelmshorst veröffentlicht, demzufolge von 1187 dort Untergebrachten nicht weniger als 102 beschäftigungslose Kaufleute waren, — eine enorm hohe Ziffer, wenn man bedenkt, daß sich gerade ein Kaufmann sehr lange befinden wird, ehe er hier Unterkunft sucht. Oder ein anderes Faktum. In Berlin macht ein Geschäftsmann per Inserat bekannt, daß er einen jungen Mann für sein Komptoir suche, — und innerhalb zweier Tage laufen Angebote von nicht weniger als 181 Personen ein, die sich in den Gehaltsansprüchen „förmlich unterbieten“.

Der Herausgeber des „Handlungsgehilfen“, Karl Rosenthal (selbst ein praktischer Kaufmann), schreibt darüber in einem sehr lehrreichen Aufsatz: „Wer den Stellenmarkt der Berliner Zeitungen aufmerksam studirt, dem wird die Thatsache nicht unbekannt sein, daß immer auf zwei ausgeschriebene Stellen mindestens vier Stellensuche kommen. . . . Man wird nicht zu hoch greifen, wenn man die täglich in Berlin Stellung suchenden jungen Kaufleute auf 2000 beziffert.“

Diese große Anzahl von Stellungslosen drückt natürlich auf dem Arbeitsmarkt; und so kommt es, daß Gehalt, Kost und Wohnung so schlecht sind, als es gerade noch möglich ist. Bei freier Station (d. h. Wohnung und Kost beim Prinzipal) wird als geringstes Gehalt 240 Mark und als Durchschnittsgehalt 540 Mark angegeben, während sonst (d. h. ohne Station) 720 Mark als Minimum und 1080 Mark als jährliches Durchschnittsgehalt die Regel in den Städten bis zu 20 000 Einwohnern bildet. In den größeren Städten erhebt sich dieser Durchschnitt ein wenig, aber nicht bedeutend, es dürfte sich hier ein Durchschnittsgehalt von 1200 bis 1350 Mark herausstellen, während das Mindestgehalt dasselbe bleibt. Natürlich werden als Maximalgehalt die verschiedensten Ziffern genannt. Soviel scheint aus der vorliegenden Statistik entnommen werden zu müssen: in dem Haupttheile des Deutschen Reiches gelten Stellen mit über 1800 Mark Jahresgehalt als gute, werden auch nicht zu oft angeboten, während sich in Westdeutschland die Verhältnisse günstiger gestalten.

Die Kost, soweit sie vom Prinzipale zu leisten, ist besser gegen früher geworden.¹⁾

Dagegen sind im Durchschnitt die Wohnungen, welche den Gehilfen von den Prinzipalen eingeräumt werden, nicht gut, oft sogar ganz ungenügend.

Da wird z. B. im Einzelnen berichtet:

Aus Wroslau: „Die Wohnungen sind meistens Dachstuben und nicht überall die besten.“

Aus Markissa: „Schlafraum ist unmittelbar unter dem Dache, das Licht kommt zur Nacht herein. Im Sommer herrscht eine unerträgliche Hitze, im Winter eine grimmige Kälte.“

Aus Königsberg i. P.: „Die Wohnungen sind öfters log Stuben, Dachstuben, wo im Winter nicht einmal geheizt werden kann resp. darf.“

Aus Helmstedt: „Die Wohnungen lassen zu wünschen übrig mitunter geradezu haarsträubend.“

Aus Angermünde: „Die Wohnungen sind mittelmäßig, fast ungenügend. Auf einer Stelle schlafen 4 Personen in einer Stube, wo kaum Platz für die nöthigen vier Betten ist.“

Aus Königsberg i. P.: „Die Wohnungen genügen selten auch nur den bescheidensten Ansprüchen, oft sind sie geradezu gesundheitsgefährlich.“

Aus Stettin: „Im Allgemeinen sind die Wohnungen für das kaufmännische Personal . . . recht mangelhaft und lassen jede Rücksicht auf Gesundheitspflege und Annehmlichkeit vermissen. Es dient als Schlafraum eine dunkle Kammer, Bodengelaf, Entresol, Keller, logar die Lagerräume müssen hierzu herhalten.“

Von leidlich brauchbaren Statistiken über die Gehälter seien die folgenden mitgetheilt:

Bauten. Die höchsten Gehälter (mit Ausnahme der einiger Prokuristen) betragen:

in Komor und Rabit . . . 300—3600 M.
im Kolonialwaaren-Deail . . . 1200 M. bei freier Station.
für Verkaufsstellen . . . 1200 M.

Die niedrigsten Gehälter betragen:

im Komor . . . 720 M.
im Kolonialwaaren-Deail . . . 120 M. bei freier Station.

Das Durchschnittsgehalt des Kolonialwaarenverkäufers beträgt 240 bis 360 Mark p. a. bei freier Station.

¹⁾ Mittags 3—4 Mal gekochtes Fleisch und Gemüse in der Woche, Sonnags Braten, und Abends 3—4 Mal kaltes Fleisch, Wurst, Schinken, Fisch und Butter und 3—4 Mal Suppe oder gewärmtes Mittagessen. Frühstück bestehend aus Brot mit Butter und reich und Nachmittags Kaffee. Wie gelagert, diesen bescheidenen Ansprüchen wird zumest Gemüse geheizt, auch reichlich gegeben.“

Dresden. Die höchsten Gehälter (wohl mit derselben Einschränkung wie vorhin) betragen circa 5000 M., die niedrigsten circa 600 M.
Die Durchschnittsgehälter sind:
in Fabrik- und Engros-Geschäften 1200—1500 M.
in Detail-Geschäften 1200 M.
in Kolonial- u. Zigarren-Geschäften 900—1000 M.

Leipzig. Im Kolonialwaaren-Detailgeschäft: Höchstes Gehalt 2100 M., geringstes 720 M., durchschnittliches 1080 M.

Hannover. In der Metallwaarenbranche beziehen bei freier Station:
junge Leute unter 20 Jahren . . . 240—360 M.
" " von 21—25 Jahren . . . 400—450 "
" " von 25—28 Jahren . . . circa 500 "

Ehrlich!

Die arbeitslosen Perlmutterdreher in Wien sollen auf Antrag des Herrn Hofraths Exner vom Staate Hilfe erhalten, damit nicht die Feindseligkeit der Arbeiter gegen die sogenannte gegenwärtige Gesellschafts-Ordnung noch stärker und damit die Feindseligkeit der Arbeiter gegen die Bourgeoisie nicht noch wachse.
Wie ehrlich doch die Leute in Oesterreich sind! Sie sagen alles so gerade raus! Da mühten sie zu uns kommen, in das Land der Sozialreform, da lernt man es, wie man so was macht. Das heißt ja Staatssozialismus und Sozialreform!
Natürlich, Sozialreform! Man braucht nur in den österreichischen Blättern weiter zu lesen, dann sieht man das.
Es scheint aber nicht, daß die Regierung geneigt ist, das Verhängnis der Perlmutterdreher zu hindern, selbst dann nicht, wenn für sie und Herrn Hofrath Exner der Extraprofit herausspränge, daß die Bourgeoisie in weniger übeln Geruch bei den Arbeitern läme. Denn die Regierung hat im Ausschusse durchgesetzt, daß die Hilfe nicht durch ein besonderes Gesetz mit Nennung bestimmter Summen bewilligt werde, sondern daß die Regierung „auf Grund ihrer Erhebungen das Nötige zu veranlassen, eventuell die hierfür erforderlichen Geldmittel in Anspruch zu nehmen beauftragt wird.“
Da haben wir's. Das ist der beste Beweis. Den Arbeitern wird Honig in den Bart geschmiert, aber sie dürfen ihn nicht ablecken. Gewiß, Oesterreich ist auf dem Wege zu dem großen Ziele der **sozialen Monarchie!** Nun wird es ja nicht lange dauern, und der Sozialdemokratie ist der Boden gänzlich unter den Füßen weggezogen, die verhegten Arbeiter sehen wieder ein, was allein ihr Ruin bleibt und die Profite können wieder in Ruhe gemacht werden.

Freie Volksbühne.

Kr.- Sonntag, den 14. Dezember, fand für die Mitglieder der zweiten Abtheilung die erste Vorstellung statt. Gegeben wurde „Ein Volksfeind“, Schauspiel in fünf Aufzügen von Henrik Ibsen. Bisher wurde von den Zeitungs-schreibern der bürgerlichen Parteien mit zielbewusster Hartnäckigkeit behauptet, das Publikum der freien Volksbühne bestehe aus allen möglichen Elementen, nur nicht aus Arbeitern. Es mag ja möglich sein, daß sich manche Literaten einen Arbeiter und noch dazu einen Sozialdemokraten in einem schwarzen Rock gar nicht vorstellen können, das ändert aber nichts an der Thatfache, daß am letzten Sonntag vier Fünftel der im Ostend-Theater Anwesenden Männer der Arbeit waren. Die

Plätze waren etwas weniger dicht besetzt, als während der beiden früheren Vorstellungen; die zweite Abtheilung besitz noch nicht ganz dieselbe Mitgliederzahl wie die erste.

Auch diese Aufführung hat wieder den Beweis geliefert, daß sich kein Dichter ein besseres Publikum wünschen kann, als das der „Freien Volksbühne“. Alle diese Leute waren nicht hierher gekommen, um in fatter Ruhe behaglich zu verdauen — manch einer mußte die fünfzig Pfennige sich am Munde absparen — waren nicht dem Vereine beigetreten der festschen Baden einer Schauspielerin halber, oder um sich die Langweile einiger Stunden mit schalen Witworten und quietschenden Sätzholraspelen vertreiben zu lassen. Das Streben nach Bildung und Aufklärung, die in ihnen lobende Gut, die Wahrheit zu suchen, zu finden und ihr zum Durchbruch und Siege zu verhelfen, hatte sie hierhergeführt. Deshalb diese ernst gefammelte Stimmung, dieses völlig naive Eingehen auf die Absichten des Dichters und doch wieder blühschnelle Auffassen der Endabsichten desselben.

Noch einen zweiten Beweis hat diese Aufführung des „Volksfeind's“ erbracht, den, daß der Verein „Freie Volksbühne“ wirklich den am weitesten fortgeschrittenen, geistig am höchsten stehenden und freiesten Theil der Berliner Arbeiterschaft umfaßt. Offen gestanden, ich und noch so mancher andere sah nicht so ganz ruhig dieser Vorstellung entgegen. Hatten doch die Blätter der bürgerlichen Parteien zu wiederholten Malen den Arbeitern weismachen wollen, gerade durch seinen „Volksfeind“ habe Ibsen in der entschiedensten Weise dargethan, daß er nicht auf dem Boden der sozialistischen Weltanschauung stehe. Schaut man das Stück oberflächlich, also in der Weise jener geschiedten Herren an, dann mag ja manches aus demselben zur Stützung dieser Ansicht Verwendung finden können. Bei näherem Zusehen erscheinen die Absichten des Dichters in einem ganz anderen Lichte. Nicht gegen den Sozialismus hat Ibsen in seinem „Volksfeind“ die Lanze eingelegt, sondern gegen die Tyrannei der herrschenden Klassen. Er hat uns in dem Bürgermeister einen Beamten vorgeführt, der völlig davon überzeugt ist, daß er und nur er allein alle Geschichte seiner Stadt mache, daß nur das Amt den Verstand gebe, und daß die patentirten Inhaber der Ämter die Leuchten der Welt bildeten. Ibsen hat in dem Buchdruckereibesitzer und Vorstand des Hausbesitzervereins Thomsen das Bürgerthum charakterisirt, das sich jedem Fortschritt entgegenstemmt, der sich nicht gleich in Dividenden ummünzen läßt. Er hat die Vertreter der bürgerlichen Presse genau nach dem Leben gezeichnet als das, was sie sind: Ämter- und Stellenjäger, doppelzüngige Löffelträger, feige Schacherer und Lügenapostel. Das hat Ibsen beabsichtigt, und noch mehr. Gerade aus diesem verlogenen, schneidigen, innerlich durch und durch faulen Progenium hat er den Badearzt Stockmann als Streiter der Wahrheit erweckt, der mit unerschütterlicher Energie gegen die alles zerschneidende Lüge und Heuchelei zu Felde

zieht, für freie Meinungsäußerung kämpft und gegen jede Tyrannei, gleichgültig welche Namen sie sich erkürt.

Schon nach den ersten Scenen war es klar, daß das Publikum der „Freien Volksbühne“ in diesem Sinne die Absichten des Dichters deutete, in dem Doktor Stockmann die Verkörperung des eigenen Willens und Strebens erblickte, die zündenden Gedanken, prächtigen Bilder, lähnen Schlussfolgerungen in sich aufnahm und verarbeitete. Wir freuen uns dessen, wie sich der Dichter freuen mag, wenn er erfährt, daß die Berliner Arbeiter ihn verstanden und sein Streben mit heller Zustimmung gebilligt haben.

In der letzten Scene war eine Stelle gestrichen. Ich glaube, daß die Leitung der „Freien Volksbühne“ den Muth besitzen muß, ein dramatisches Kunstwerk voll und ganz, unverkürzt und unbeschnitten, auf die Bühne zu bringen.

Moral, Moral!

Wir haben wieder einmal das Unglück gehabt, die jungfräuliche Schamhaftigkeit der preussischen Polizei zu beleidigen. Ja ja, wir sind nun eben einmal so verdorben, daß wir überhaupt gar keine Empfindung mehr dafür haben, was züchtig und was unzüchtig ist und was die Seelenreinheit der königlich preussischen Polizei trüben kann. Wir sind zerklüftet. Wir haben Kergerniß gegeben. —

Das Beiblatt von Nr. 49 ist wieder konfisziert und zwar wieder wegen der unmoralischen Erzählung von Krogh. Leider hatte das Gift schon gewirkt; die ganze Auflage war verkauft und nur noch 3 Exemplare waren vorhanden. Unsere Leser wissen doch, was unmoralisch ist? Vielleicht sind sie von uns schon so verdorben, daß sie es nicht wissen? Unmoralisch ist nicht, wenn man unmoralisch ist, denn sonst mühten ja alle die jungen Herren, die Polizeikommissar Winther u. s. w. bestraft werden, die alle zu Albertine gehen; die werden nicht bestraft, im Gegentheil, die Polizei sorgt noch durch eifrige Kontrolle dafür, daß die lieben jungen Herren und der Polizeikommissar Winther nicht krank werden. Nein, das ist nicht unmoralisch, wenn man unmoralisch ist. Aber das ist unmoralisch, wenn man zeigt, wie unmoralisch die Leute sind. Krogh — pfui, wie unmoralisch! Wir — pfui, wie unmoralisch! Wie kann man nur so was thun und das beschreiben, wie die Leute unmoralisch sind? Das ist doch unmoralisch, unzüchtig und unsittlich und muß von der Polizei, dieser Wächterin der Anstand, streng bestraft werden.

Wie wird es uns ergehen, wenn wir ihnen gegenüberstehen in der Niedertracht unserer schwarzen, verdorbenen Seele, ihnen, diesen Engeln der Reinheit mit schneeweißen Flügeln, langwallenden, weißen Gewändern, silberner Fiedelhaube und himmlisch verklärten Gesichtern!

H. C. David
80., Laufferstr. 51 am Lauffer Platz
empfiehlt den Genossen seine selbstgefertigten
Herren-, Damen- und Kinder-Schirme.
Reparaturen gut und billig.

Rum, Punsch, Glühwein
Flasche 1,50 M.
Ingwer, Pommeranz, Luft
Liter 1.— M.
Mediz. Ungarwein Fl. 1,50 u. 2 M.
Roth- und Portwein Fl. 1,50 M.
empfiehlt

Franz Beyer
Prinzessinen-Str. 15.
Filiale:
Elisabeth-Ufer 47, Ecke der Waldemarstr.

Allen Parteigenossen empfehle mein
Weiß- u. Bairisch-Bierlokal
Potsdamer Bier.
August Insinger
Krautstr. 48.

Allen Männern der Arbeit
empfehle mein Restaurant
„Zum rothen Meer“.
W. Haugk, Boeckh-Str. 12.

Kranzbinderei u. Blumenhandlg.
von
J. Meyer
Nr. 1, Wiener Str. Nr. 1,
(in der Ecke bei der Nanteuffelstr.).
Guirlanden 15 Pfg. pro Meter.
Doppelseitige Vorderkränze von 50 Pfg. an.
Toppflanzen, Bouquets etc. gut u. billig.
Fernsprecher, Amt IX, 9482.

Empfehle meinen werthen Freunden und
Genossen sowie den Lesern dieses Blattes mein
Cigarren-Geschäft.
Carl Lehmann,
Brunnenstr. 83, dicht am Dumboldthain.

64. Waldemar-Str. 64.
Schuh- u. Stiefelwaaren-Lager
von **Ernst Grossmann.**
Große Auswahl in Herren-, Damen- und Kinder-Schuhen
Reelle Bedienung. und Stiefeln jeder Art. Billige Preise.

Berliner Arbeiter-Bibliothek. 2. Serie.
Sammlung Sozialpolitischer Flugchriften.
Soeben erschien Heft 8:
Fort mit dem Dreiklassen-Wahlssystem
in Preußen.
Von **Max Schippel-Berlin.**
36 Seiten. Preis 20 Pfennig.
Jedes Heft der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“ ist einzeln zu beziehen. Die
Preise sind niedriger gestellt wie bei allen anderen Unternehmungen.
Bestellungen richtet man an die be- nannten Kolporteurs oder an die
Expedition der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“
Berlin 80., Elisabeth-Ufer 55.
Kolporteurs gesucht und gebeten, sich an die Expedition zu wenden. Hoher Rabatt.

Lassalle-, Marx-, Bebel-, Liebknecht-, Singer-Köpfe
als Cigarrenspitze, edel Meerschaum à 1,50 M. u. besser. Dieselben (Singer's op) i. Bäckelspige
à 2 Pfd. 3 M., auf Feinstkap à 1 M., ganze Pfeifen à j. Preis. als Schiffsadel in Perlmutter
à 1,25 M., als Broche von Elfenbein à 2 M.
B. Günzel, Brunnenstr. 157.

Empfehle allen Freunden und Genossen
mein
Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal
auch passend zu Nachtstellen.
Oskar Schmidt
Gubenstr. 59.

Volks-Buchhandlung
von **J. Müntz**
Berlin N. (39), Reinholdsdorferstr. 66.
empfiehlt Festgeschenke,
Märchenbücher, Jugendschriften u. s. w.

Albert Auerbach,
Berlin S., Kottbuser Damm 7.
Schuh- und Stiefel-Lager
für Herren, Damen und Kinder.
Reelle Bedienung. — Feste Preise.

Zigarren und Tabake
von
E. Ciesländer
Mariannen-Str. 5.

W. Gründel's Restaurant
(früher: **H. Wendt.**)
Dresdener-Str. 116.
Arbeitsnachweis und Verlehr der Buchbinder,
Schlosser, Drechsler, Maler, Töpfer, Stellmacher,
Sattler und Gärtner.
Reichhaltiger Frühstück-, Mittag- und
Abendisch.
Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.
2 Billards. — Saal zu Versammlungen.
Fernsprech-Anschluß. Amt 9a, Nr. 578.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein
Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.
1 Saal zu Versammlungen und
2 Vereinszimmer sehen zur Verfügung.
Herrmann Wuttke,
Friedrichsbergerstr. 24 pt.

Empfehle allen Freunden und Genossen meine
Kranzbinderei u. Blumengeschäft
Aug. Krause, Wienerstr. 11.

Empfehle Freunden und Genossen mein reich-
haltiges Lager von
Cigarren u. Tabake.
Dabei die Zahlstelle des Metallarbeiter-Vereins
und der Gürtler-Hilfskasse. Haupt-Agentur der
Berliner Feuer-Versicherung.
Otto Klein
Kottbuser Damm 14, früher Ritterstr. 15.